1,70 DM / Band 1
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Das Erbe der Dämonen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Band 1

Das Erbe der Dämonen

Das Böse war stark in jenen Tagen; allzuschnell erlag der Mensch seinen Lockungen. Doch wisse – ein Mann stellte sich gegen die Dämonen, ein Mann, der ein schreckliches Erbe in sich trug.

Er machte sich eine uralte, sagenumwobene Macht zum Feind. Und wurde gnadenlos von ihren Todesboten gejagt

Doch er war nicht wehrlos. Wissen war seine Macht, Magie seine Waffe.

Die Menschen mieden ihn ob seiner unheimlichen Kräfte. Und man nannte ihn den HEXER...

Vor einer Sekunde hatte das Gesicht des Alten noch ganz normal gewirkt. Jetzt verzerrte sich sein Antlitz. Von einer Sekunde auf die andere erlosch das stumpfsinnige Grinsen auf seinen Zügen und machte einem Ausdruck tiefsten Entsetzens Platz.

Und in seinen Augen flammte ein Ausdruck auf, den ich nur zu gut kannte: Angst.

Todesangst.

Ich erstarrte mitten in der Bewegung, als ich die Veränderung auf den Zügen des ärmlich gekleideten Alten bemerkte. Seine Augen schienen vor Entsetzen halb aus den Höhlen zu quellen, während er mich anstarrte.

Zwei, drei Sekunden lang hielt ich seinem Blick stand, dann stieß ich mit einem entschlossenen Ruck die Tür der Kutsche vollends auf und sprang auf die staubige Straße hinab.

Als hätte meine Bewegung auch den Bann gelöst, der von dem Alten Besitz ergriffen hatte, prallte er zurück, schlug das Kreuzzeichen und wollte davonlaufen, aber ich hielt ihn mit einem raschen Griff an der Schulter zurück und zwang ihn, mich anzusehen.

»Verzeihung, Sir«, sagte ich. »Es täte mir außerordentlich leid, wenn ich Sie erschreckt haben sollte, aber ich hätte gerne eine Auskunft von Ihnen.«

Der Alte keuchte, schlug meinen Arm mit erstaunlicher Kraft beiseite und machte abermals das Kreuzzeichen.

»Satan!« wimmerte er. »Weiche von mir! Geh!«

Er begann zu kreischen, stolperte rücklings von mir fort und fiel, rappelte sich aber sofort wieder auf und rannte davon, so rasch ihn seine von der Gicht gekrümmten Beine trugen.

Verwirrt starrte ich ihm nach, bis er in einer der ärmlichen Hütten, die die schmale, ungepflasterte Hauptstraße von Innsmouth säumten, verschwunden war. Der Knall, mit dem die Tür hinter ihm zufiel, hörte sich in der Stille des Abends wie ein Kanonenschuß an. Es war nicht das erste Mal, daß ich erleben mußte, wie ein Fremder erschrocken auf meine äußere Erscheinung reagierte – aber noch niemals in derart extremer Weise. Großer Gott, der Ausdruck in seinen Augen war Todesangst gewesen. Er hatte mich angestarrt, als stünde er dem Leibhaftigen persönlich gegenüber!

Verstört und mit allmählich aufkeimender Verärgerung wandte ich mich um und sah zu dem Kutscher hinauf, der zusammengesunken auf dem Bock des zweispännigen Fahrzeuges hockte. Er wirkte müde und hatte ein Recht dazu, denn er hatte annähernd sechs Stunden ununterbrochener Fahrt hinter sich. Aber auch in seinem Blick stand die gleiche, ungläubige Verblüffung geschrieben, die ich selbst empfand.

»Was in Dreiteufelsnamen ist denn mit dem los?« murmelte er. »Was haben Sie ihm gesagt, Sir?«

»Gesagt?« Ich schüttelte den Kopf. »Ich wollte, ich hätte Gelegenheit gehabt, ihm irgend etwas zu sagen. Sind die Leute hier in der Gegend immer so gastfreundlich?«

Der Kutscher überlegte einen Moment, schüttelte dann den Kopf und unterdrückte ein Gähnen. »Eigentlich nicht«, murmelte er, sprang vom Wagen und schlug einem der Pferde spielerisch auf den Rücken. Das Tier schnaubte wie zur Antwort. »Aber ’s is’ schon ein komisches Kaff, dieses Innsmouth«, fuhr er fort. »Ich war noch nicht oft hier, aber man erzählt sich die seltsamsten Geschichten über die Leute hier.«

Er grinste und tippte sich dabei bezeichnend an die Stirn. »Scheint, als wären sie allesamt nicht ganz beieinander, wenn Sie verstehen, was ich meine, Sir.« Er gähnte jetzt noch und deutete auf ein kleines, etwas abseits stehendes Haus, nur wenige Schritte entfernt.

»Das da ist das Gasthaus, Sir«, sagte er. »Oder das, was sich hier so schimpft. Was halten Sie von einer kleinen Pause, ehe wir weiterfahren. Die Pferde brauchen Ruhe.«

Und er ein Bier, fügte ich in Gedanken hinzu. Aber ich widersprach nicht. Die Aussicht auf ein kühles Bier oder wenigstens einen Kaffee erschien mir nach der langen Fahrt in einer schaukelnden Kutsche mehr als verlockend.

Ich sah mich neugierig um, während wir auf das Gasthaus zugingen. Wir schrieben den 16. April 1885, und die Landschaft, durch die wir während der letzten sechs Stunden gefahren waren, war die Neu-Englands, aber ich hatte eher den Eindruck, in einem verarmten irischen Fischerdorf zu sein. Die Häuser waren klein und buckelig und kamen mir vor wie Tiere, die sich angstvoll aneinanderdrängten, grau und häßlich. In ihnen hausten sicher ebenso graue und angstvolle Bewohner.

Ich verscheuchte den Gedanken, ging ein wenig schneller, um nicht

den Anschluß zu verlieren, und trat hinter dem Kutscher in die Gaststube. Eine Welle erstickend warmer, verqualmter und nach Bier und Schweiß riechender Luft schlug mir entgegen. Der Eingang war so niedrig, daß ich den Kopf senken mußte, um nicht gegen den eichenen Türsturz zu stoßen.

Als ich den Blick hob, bot sich mir ein so bizarres Bild, daß ich mitten im Schritt stehenblieb.

Alle Möbel in dem niedrigen, verwinkelten Schankraum wirkten verdreht und schief. Bänke, Tische, Stühle und die roh gezimmerte Theke im Hintergrund waren krumm und bizarr und sahen aus, als wären sie in sich zusammengestaucht; alle Linien irgendwie in sich verdreht und falsch. An den Wänden hingen Bilder so abscheulichen Aussehens, daß sich mein Blick weigerte, auf ihnen zu verharren.

Das Bizarrste aber waren die Leute, die sich in der Gaststube aufhielten.

Es waren ungefähr ein Dutzend Männer, zumeist alt und in zerschlissene Arbeitsjacken gekleidet. Und jeder einzelne von ihnen war schrecklich verkrüppelt!

Im ersten Moment empfand ich nichts als Ekel, einen so starken Abscheu, daß ich am liebsten auf dem Absatz herumgefahren und wieder zur Kutsche gestürmt wäre. Dann wich der Ekel und machte einem starken Gefühl von Mitleid Platz. Ich hatte kein Recht, auf diese bedauernswerten Kreaturen herabzusehen oder sie gar zu verachten.

Langsam schloß ich die Tür hinter mir, ging zur Theke und wandte mich an den buckeligen Wirt, um ein kühles Bier zu bestellen.

Wenigstens wollte ich es.

Als ich seinem Blick begegnete, erstarrte ich.

Der Ausdruck in seinen Augen war der gleiche wie der, den ich im Blick des sonderbaren Alten draußen gesehen hatte. Es war Angst.

Angst vor mir!

Ein polterndes Geräusch hinter meinem Rücken ließ mich herumfahren.

Als ich den Raum betreten hatte, hatten seine sonderbaren Bewohner in kleinen Gruppen an den Tischen gesessen und leise miteinander

geredet. Aber die Szene hatte sich in den wenigen Augenblicken, die ich abgelenkt gewesen war, vollkommen verändert!

Auf bedrohliche Weise verändert...

Es war ein Bild wie aus einem Alptraum. Die Männer hatten sich von ihren Stühlen erhoben und zu einem lockeren Halbkreis um mich und den Kutscher geschart.

»Was... was bedeutet das?« keuchte ich. »Was geht hier vor?«

Eine der bedauernswerten Kreaturen löste sich aus dem Halbkreis und trat einen Schritt vor, und ein neuerlicher Schrecken durchfuhr mich, als ich ihn näher betrachtete. Seine Beine waren unterschiedlich lang, was seinen Gang seltsam trunken erscheinen ließ und seine linke Hand hatte keine Finger. Sein Gesicht war in einem schauerlichen Grinsen gefangen. Nur eines seiner Augen konnte sehen; das andere war trüb und milchig wie eine Kugel aus weißem gesprungenem Glas. Torkelnd näherte er sich mir, hob die gesunde Hand und streckte sechs tastende, zitternde Finger nach meinem Gesicht aus.

Sein dünner Mund öffnete sich, und eine dumpfe, verzerrt klingende Stimme ließ mich erstarren.

»Du bist zurückgekehrt! Das ist dein Tod! Sieh, was du aus uns gemacht hast, du Teufel!«

Der fürchterliche Anblick und seine völlig sinnlosen Worte ließen meine bisher mühsam aufrecht gehaltene Selbstbeherrschung vollends zerbrechen. Ich schrie auf, prallte zurück und stieß schmerzhaft mit dem Rücken gegen die Theke.

Im gleichen Moment brach die Hölle los.

Ein vielstimmiger Schrei ging durch die Reihe der Verkrüppelten, und wie auf ein geheimes Kommando hin stürzten sie sich wie ein Mann auf mich!

Für Sekunden war ich gelähmt vor Schrecken und Überraschung. Eine Faust traf meine Lippe und ließ sie aufplatzen, gierige Finger zerrten an meinen Kleidern und Haaren, Hände rissen an meinen Armen, als wollten sie mir die Glieder aus dem Leib zerren, und eine gichtige graue Klaue schrammte über mein Gesicht und versuchte mir die Augen auszukratzen. Ich schrie auf, riß schützend die Arme vor das Gesicht und sank in mich zusammen, aber die Schläge und Tritte hörten nicht auf, sondern nahmen im Gegenteil noch zu.

»Aufhören!« brüllte ich. »Zum Teufel, was soll das?« Ich wälzte mich herum, packte einen Fuß, der nach meinem Gesicht stoßen wollte, verdrehte ihn und brachte den Mann, der daran hing, zu Fall. Gleichzeitig schlug ich wütend mit dem anderen Arm um mich und bekam einen Moment Luft. Dann traf ein Fuß mit Wucht meine Nieren.

Der Schmerz brachte mich an den Rand einer Ohnmacht.

Ich wußte, daß sie mich töten würden, wenn ich das Bewußtsein verlor.

»NEIN!«

Der Schrei schien meine Kehle zu zerreißen, mit solcher Urgewalt brach er aus mir hervor. Gleichzeitig bäumte ich mich auf, sprang, von einer Kraft beseelt, die mich selbst erschreckte, auf die Füße und riß die Arme empor.

Die finstere Kraft, die meine Gedanken ausfüllte, explodierte wie ein unsichtbarer Vulkan. Ein vielstimmiger Aufschrei gellte in meinen Ohren. Furcht, nackte, panische Furcht, gegen die es keine Gegenwehr mehr gab, raste wie eine finstere Woge durch den Raum, ergriff die Angreifer und schleuderte sie zu Boden. Von einer Sekunde auf die andere verwandelte sich der aufgebrachte Mob in einen Haufen vor Angst kreischender Kreaturen.

Ich hörte ein Splittern hinter mir, spürte die Gefahr und wirbelte herum. Meine Faust kam hoch, traf das Handgelenk des Wirtes. Ich schmetterte ihm die zerbrochene Flasche aus der Hand, die er mir in den Nacken hatte stoßen wollen. Gleichzeitig schlug ich mit aller geistiger Macht zu.

Sein Körper schien von einer unsichtbaren Faust ergriffen zu werden. Er brüllte, fiel auf die Knie und wurde fast im gleichen Moment wieder hochgerissen, herum- und zurückgewirbelt und gegen die Theke geschleudert. Mit einem lautlosen Seufzer sank er in sich zusammen und verlor das Bewußtsein.

Ich fuhr abermals herum.

Aber aus dem tobenden Mob, der mich noch vor Sekunden hatte töten wollen, war ein Haufen verängstigter Männer geworden, von dem keine Gefahr mehr ausging. Zwei, drei von ihnen waren aus dem Raum gestürmt. Die anderen lagen oder hockten noch immer da, wo sie die Woge körperlicher Angst, die ich direkt in ihre Seelen

geschleudert hatte, niedergeworfen hatte. Obwohl mich diese Männer noch vor Augenblicken mit Freuden umgebracht hätten, taten sie mir für einen Moment beinahe leid.

Dann ließ ich die Hände sinken, trat zu einer der gestürzten Gestalten hinüber und zerrte sie auf die Füße. Der Mann wimmerte, hob angstvoll die Hände und versuchte mich von sich zu schieben. Ich stieß ihn grob gegen die Theke, legte die linke Hand auf seine Schulter und drückte fest zu.

»Was bedeutet das?« schnappte ich. »Was soll das heißen, Kerl? Warum greift ihr mich grundlos an?« Ich schüttelte ihn und verstärkte den Druck auf seine Schulter noch. Die einzige Reaktion, die ich damit erzielte, war ein leiser Schmerzlaut und ein erneutes Aufflammen von Angst in seinem Blick. Er versuchte sich meinem Griff zu entwinden, krümmte sich und machte mit der Hand das Kreuzzeichen auf der Stirn. »Satan!« wimmerte er.

Verblüfft ließ ich ihn los.

»Was... was soll das heißen?« fragte ich. »Zum Teufel, was ist hier los? Ich verlange eine Antwort!«

Aber ich bekam keine. Statt dessen wirbelte der Bursche mit einer unerwartet flinken Bewegung herum, tauchte unter meinen zupackenden Händen hindurch und raste davon. Auch die anderen sprangen auf und begannen auf die Tür zuzuhasten; für einen Moment entstand Gedränge vor der viel zu schmalen Öffnung.

Ich sprang mit einem Satz hinterher, packte einen der Burschen und zerrte ihn am Kragen zurück. Er wehrte sich, aber der Zorn gab mir zusätzliche Kraft. Ich hielt ihn fest, schüttelte ihn kräftig durch und stieß ihn vor mir her in den Raum zurück. Der Mann kreischte, hob die Fäuste und versuchte nach mir zu schlagen.

Ich versetzte ihm eine Maulschelle, die seinen Widerstand endgültig zerbrach.

Plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, begann er zu wimmern. »Nicht... mehr schlagen, Herr!« keuchte er. »Bitte nicht mehr schlagen.« Er begann zu weinen und verbarg das Gesicht in den Armen.

Ich zerrte ihn hoch, drängte seine Arme auseinander und zwang ihn, mich anzusehen. »Keine Angst«, sagte ich, nicht mehr ganz so zornig wie bisher, aber noch immer in drohendem Ton. »Ich schlage dich

nicht – aber ich will wissen, was hier gespielt wird, verdammt noch mal! Was soll das alles heißen?«

Voller Angst hob mein Gegenüber den Blick. Er war weniger verkrüppelt als die meisten der Männer, die auf mich eingedrungen waren, aber seine Augen waren leer, und seine Mundwinkel hingen schlaff herunter; Speichel rann über sein Kinn, ohne daß er es überhaupt bemerkte. Ich unterdrückte ein enttäuschtes Stöhnen, als mir klar wurde, daß ich einen Schwachsinnigen vor mir hatte.

»Nicht mehr... schlagen, Herr«, wimmerte er. »Floyd nicht mehr böse sein. Floyd nur Angst.«

»Floyd?« wiederholte ich, nun schon weit weniger scharf als bisher. »Ist das dein Name?«

Er nickte, zog lautstark die Nase hoch und sah mich mit einer sonderbaren Mischung aus Furcht und – ja, und was eigentlich? – an. Etwas in seinem Blick ließ mich schaudern. Es war nicht nur der Blick eines Schwachsinnigen... Er sah mich an, als... als kenne er mich. Und es war ein Erkennen, das mit Furcht gepaart war...

»Hör mir zu, Floyd«, sagte ich leise. »Ich tue dir nichts, bestimmt nicht.« Ich versuchte zu lächeln. »Ich bin dein Freund, weißt du?« fuhr ich fort. »Aber du mußt mir verraten, was hier geschehen ist. Warum habt ihr mich angegriffen? Ich habe euch nichts getan.«

»Nicht... mehr schlagen, Herr«, wiederholte Floyd, als hätte er meine Frage gar nicht gehört. »Floyd ist ein lieber Junge.«

Ich seufzte. Es sah nicht so aus, als würde ich viel aus meinem Gefangenen herausbekommen. Zumindest nicht auf diese Weise.

Einen Moment zögerte ich noch. Der Gedanke an das, was ich tun mußte, gefiel mir nicht. Ich habe es stets verabscheut, den Geist anderer Menschen zu mißbrauchen, ihnen meinen Willen aufzuzwingen; es ist nicht fair, mit übersinnlichen Kräften gegen einen normalen Menschen vorzugehen. Aber es ist auch nicht gerade fair, zu zwölft über einen Wehrlosen herzufallen und ihn totschlagen zu wollen.

»Sieh mich an, Floyd«, sagte ich. Er begann zu wimmern und wollte wieder die Hände vor das Gesicht heben, aber ich hielt seinen Blick fest. Seine Augen schienen zu flackern.

Dann brach sein Widerstand.

»Du verstehst mich?« fragte ich.

Floyd nickte. »Ich verstehe Sie, Herr«, antwortete er. Seine Stimme klang mit einem Male sonderbar flach.

»Dann beantworte meine Frage«, sagte ich. »Warum wollten mich diese Männer töten?«

»Angst«, sagte Floyd. »Alle Angst. Alle sagen, Herr tot und Herr niemals wiederkommen. Jetzt sehen.«

»Zum Teufel, was soll das heißen?« schnappte ich. »Ich war in meinem ganzen Leben noch nie…« Ich sprach nicht weiter, als ich das neuerliche Aufflammen von Angst in seinem Blick sah. Trotz des suggestiven Bannes brodelte er innerlich vor Furcht.

»Ihr habt also Angst vor mir?« fuhr ich wesentlich freundlicher als bisher fort.

Er nickte. »Viele Geschichten über Herr. Aber Herr tot, und jetzt –«

Hinter meinem Rücken fiel die Tür krachend ins Schloß. Ich fuhr zusammen, drehte mich rasch herum und war für einen Moment abgelenkt.

Floyd schrie auf, stieß mir die Hände in den Rücken und stürmte an mir vorbei. Ich taumelte, fiel über einen zerbrochenen Schemel und schlug ziemlich unsanft mit dem Gesicht auf dem Boden auf.

Als sich die flimmernden Kreise und Punkte vor meinem Blick lichteten, fiel die Tür ein zweites Mal ins Schloß, und das letzte, was ich von Floyd sah, war ein verzerrter Schatten, der draußen vor dem Fenster vorbeihuschte.

Enttäuscht stemmte ich mich hoch. Einen Moment überlegte ich, ob ich zur Theke zurückgehen und warten sollte, bis der Wirt aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, entschied mich aber dann dagegen und wandte mich zur Tür.

Es begann bereits dunkel zu werden, als ich auf die Straße hinaustrat. In der hereinbrechenden Dämmerung wirkte die Stadt düsterer und bedrohlicher als zuvor. Die Straße lag wie ausgestorben vor mir. Von den Bewohnern von Innsmouth war keine Spur mehr zu sehen.

Allerdings auch nicht von meiner Kutsche. Der Fleck, an dem das zweispännige Gefährt gestanden hatte, war leer – nur meine beiden

Reisekoffer standen am Straßenrand. Der Kutscher mußte wie von Furien gehetzt den Ort verlassen haben. Ich konnte es ihm nicht einmal verübeln.

Eine Weile blieb ich stehen und sah mich unschlüssig um.

Ich fühlte mich ziemlich hilflos in diesem Moment. Der plötzliche Angriff auf mich war durch Floyds Worte nicht logischer geworden; im Gegenteil. Ich fand weniger denn je eine Erklärung dafür.

Ich war noch nie hier gewesen – nicht einmal in der Nähe. Und doch schienen diese Menschen mich zu kennen. Und zu hassen. Und irgendwie schien ich die Schuld an ihrem Schicksal zu tragen. Es war gespenstisch.

Wenn ich ganz ehrlich zu mir selbst war, dann hatte ich Angst. Ich wollte diesen ungastlichen Ort mit seinen mörderischen Bewohnern so schnell wie möglich verlassen. Mein eigentliches Ziel war nicht mehr sehr weit entfernt, und später würde ich reichlich Gelegenheit haben, zurückzukommen und herauszufinden, welches Geheimnis dieses kleine Fischerdorf barg. Wenn ich auch ahnte, daß mir die Antwort nicht gefallen würde.

Mit einem resignierenden Seufzer ging ich zu meinen Koffern hinüber, hob sie auf und wandte mich nach Westen. Noch vor wenigen Minuten hatte ich geglaubt, den schlimmsten Teil meiner Reise hinter mir zu haben; es waren kaum noch fünf Meilen bis zu meinem eigentlichen Ziel. Aber fünf Meilen Fußmarsch über ausgefahrene Feldwege und unbekanntes Gelände, noch dazu beladen mit einem Zentner Gepäck, waren selbst für einen Hexer ein schönes Stück Weg…

* * *

Das Zimmer mit seinen alten Möbeln und den düsteren Bildern hatte sich nicht verändert, seit er es zum ersten Mal gesehen hatte. Die Zeit schien innerhalb dieser vier Wände ihre Macht verloren zu haben, während sich die Welt draußen weiter entwickelte, ganze Reiche aufstiegen und wieder im Dunst der Geschichte verschwanden. Es war wie eine Welt in der Welt, ein winziges, abgeschlossenes Universum, das anderen Gesetzmäßigkeiten und Regeln unterworfen war.

Es waren die Regeln des Bösen und die Macht der Dunkelheit, die das Leben in diesem Raum bestimmten. Der Atem der Großen Alten, die gewesen waren, ehe der Mensch kam, hing wie eine unsichtbare Aura

in der Luft…

Shannon vertrieb die Vorstellung und zwang sich, an etwas anderes zu denken, erschrocken über seine eigenen Gedanken. Es war nicht richtig, an solche Dinge zu denken; nicht hier, und erst recht nicht in einem solchen Augenblick.

Er schob die Tür hinter sich ins Schloß, sah sich rasch und schuldbewußt um, beinahe, als hätte er Angst, von unsichtbaren Augen beobachtet und belauert zu werden. Er ging weiter und begann mit raschen, geübten Bewegungen den Tisch vorzubereiten.

Sorgsam stellte er Becher und Krüge an den vorbestimmten Platz. Dann ordnete er die fünf schwarzen, halb heruntergebrannten Kerzen so an, daß jeweils eine auf einer Spitze des fünfstrahligen Sternes stand, der in das zolldicke Holz der Tischplatte gebrannt war. Zuletzt legte er das Buch vor den Stuhl Necrons.

Wie immer berührte er den mächtigen, in steinhartes braunes Schweinsleder gebundenen Band nur mit den Fingerspitzen. Und wie immer hatte er trotzdem hinterher das Gefühl, etwas Verbotenes getan zu haben; ja, mehr noch, sich beschmutzt, auf schwer in Worte zu fassender Weise besudelt zu haben. Das Buch erfüllte ihn mit Furcht, und das war gut so. Es war gut, daß es Angst verbreitete und Grauen atmete, denn auf diese Weise sorgte es selbst dafür, daß kein Unbefugter es berührte und ihm seine Geheimnisse entriß.

Draußen vor der Tür wurden Schritte laut. Shannon fuhr erschrocken auf, blickte einen Moment mit klopfendem Herzen zur Tür und beeilte sich, fertig zu werden. Er war sich der Ehre bewußt, trotz seines noch relativ geringen Alters von zweiundzwanzig Jahren bereits dem Meister persönlich dienen zu dürfen. Necron hatte ihm oft genug versichert, daß sein Talent gewaltig war und er eine große Zukunft vor sich hatte, sowohl in als auch außerhalb des Zirkels. Trotzdem wußte er, wie streng und gnadenlos der Meister sein konnte. Er ließ niemals einen Fehler durchgehen, und sei er noch so gering.

Shannon hatte kaum den letzten Handgriff beendet und war vom Tisch zurückgetreten, als der Riegel zurückgeschoben wurde und die Tür knarrend aufschwang.

Aber es war nicht der Meister, der unter der niedrigen Öffnung erschienen war.

Es war ein Fremder.

Der Mann trug ein sonderbares, lang wallendes Gewand von strahlend weißer Farbe, auf dessen Brust ein flammendrotes, gleichschenkeliges Kreuz mit gespalteten Enden prangte, darunter ein Kettenhemd. An seinem Gürtel hing ein wuchtiges Schwert, dessen Griff der Form des Kreuzes auf seiner Brust nachempfunden war. Er sieht aus wie ein mittelalterlicher Ritter, dachte Shannon verblüfft.

Dann überwand er seine Überraschung und trat mit einem entschlossenen Schritt auf den Fremden zu.

»Was tun Sie hier?« herrschte er den Mann an. »Wer hat Sie hereingelassen, und wer sind Sie?«

Statt einer direkten Antwort trat der Fremde einen weiteren Schritt in den Raum hinein und schob die Tür hinter sich ins Schloß. In einer Geste, die zufällig wirken sollte, es aber ganz gewiß nicht war, legte er seine Rechte auf den Gürtel, dicht neben den Schwertgriff.

»Wer sind Sie?« fragte Shannon noch einmal, viel schärfer als vorher. »Wer hat Ihnen erlaubt, diesen Raum zu betreten? Antworten Sie, oder –«

»Oder?« fragte der Fremde. In seinen Augen stand ein hartes, entschlossenes Glitzern.

»Oder was, Junge?« fragte er, als Shannon nicht weitersprach. »Was willst du tun, wenn ich nicht antworte? Mich töten?«

Er lachte leise. Seine Hand rutschte ein Stück weiter auf den Schwertgriff zu, und Shannon sah, daß er die Beine ganz leicht spreizte und die Füße dabei nach außen drehte; weit genug, einen festen Stand zu haben.

Shannon erschrak. Plötzlich spürte er ganz deutlich, daß von diesem Fremden etwas Bedrohliches ausging, ein intensives Empfinden der Gefahr.

Er reagierte eine Zehntelsekunde, bevor die Hand des Fremden sich um den Schwertgriff schloß und die Waffe aus der ledernen Scheide riß.

Mit einem gellenden Schrei flankte er über den Tisch, riß dabei Kerzen und Becher um und trat noch im Sprung zu. Der Fremde prallte zurück und taumelte gegen die Wand.

Shannon fiel, wälzte sich blitzschnell auf den Rücken und zog die

Beine an den Körper, als er die schattenhafte Bewegung gewahrte.

Als das Schwert des Angreifers auf ihn herabsauste, schnappten seine Beine wie eine gewaltige Schere zu, schlossen sich um Handgelenk und Ellbogen und rissen den Mann herum.

Der Fremde schrie auf, fiel, durch die Wucht seines eigenen Angriffes vorwärts gerissen, auf die Knie und ließ das Schwert fallen. Aus seinem Gesicht war alle Farbe gewichen; sein Arm war gebrochen.

Aber Shannon blieb keine Zeit, auch nur eine Spur von Triumph zu empfinden. Hinter seinem Rücken wurde die Tür mit einem Schlag aufgesprengt, dann stürmten vier, fünf weitere Fremde in den Raum, alle auf die gleiche, sonderbare Weise wie der erste gekleidet und alle mit Schwertern oder anderen mittelalterlichen Waffen ausgerüstet.

Shannon warf sich zur Seite. Etwas Großes, Massiges zischte herab und zerschmetterte den Fußboden an der Stelle, an der gerade noch sein Kopf gewesen war. Dann jagte eine Schwertklinge heran, riß eine blutige Scharte in seine Schläfe und hämmerte dicht neben ihn in das Tischbein.

Der plötzliche Schmerz machte ihn fast wahnsinnig. Shannon schrie auf, stieß einen der Angreifer mit bloßen Händen von sich, tauchte unter dem singenden Schwert eines zweiten hindurch und rammte dem Mann die versteiften Finger in den Leib. Das Kettenhemd unter dem weißen Gewand nahm dem Schlag die Wucht, aber er reichte immer noch aus, ihn zurück- und gegen seine Kameraden taumeln zu lassen.

Für einen kurzen Moment hatte Shannon Luft. Er brachte mit ein, zwei schnellen Schritten den Tisch zwischen sich und die Angreifer und sah sich wild nach einem Fluchtweg um.

Es gab keinen. Einer der Männer war unter der Tür stehengeblieben und blockierte sie, während die vier anderen den Tisch zu umkreisen begannen. Zwei von ihnen waren mit Schwertern bewaffnet, der dritte mit einer sonderbaren Waffe, die fast wie ein übergroßer Kamm aussah, auf einer Seite aber eine rasiermesserscharfe Schneide hatte, während der letzte kampflustig den Morgenstern schwang. Und jeder einzelne von ihnen war Shannon an Kraft und Körpergröße überlegen.

Er bewegte sich Schritt für Schritt rückwärts, bis er gegen den rauhen Stein der Kaminfassung stieß und die Hitze der Flammen spürte. Sein Blick tastete verzweifelt über die Gestalten der vier Männer.

Sie hatten den Tisch umkreist und sich zu einem lockeren, aber undurchdringlichen Halbkreis aufgestellt. Jetzt begannen sie langsam auf ihn zuzugehen.

Shannon ließ langsam die Hände sinken, entspannte sich und atmete hörbar aus. Hätten die fünf Männer ihn einzeln und nacheinander angegriffen, hätte er eine gute Chance gehabt, obwohl er unbewaffnet war. Aber so...

»Ich weiß nicht, wer ihr seid«, sagte er, leise und mit leicht zitternder Stimme, die mehr von seiner Furcht verriet, als ihm lieb war, »und ich weiß nicht, was ihr hier wollt. Aber ich gebe euch eine Chance. Verschwindet von hier, und ihr bleibt am Leben.«

Einen Moment lang hielten die Männer tatsächlich in ihrem Vormarsch inne, aber wohl eher aus Verblüffung über seine Worte. Einer von ihnen stieß ein ungläubiges Keuchen aus.

Dann verzerrte ein hämisches Grinsen sein Gesicht. Seine Augen blitzten.

»Na, dann komm doch!« sagte er kichernd. »Komm doch und zeig uns, wie du uns das Leben schenken willst, Kleiner.« Er lachte noch einmal, sprang plötzlich einen Schritt nach vorne und riß den gewaltigen Morgenstern in die Höhe.

Shannon hob die rechte Hand und murmelte ein einzelnes, sonderbar klingendes Wort. Der Fremde schien plötzlich auf eine unsichtbare Wand zu prallen. Sein Arm zuckte noch weiter zurück, aber diesmal war es nicht seine Bewegung, in der der Morgenstern am Ende seiner armlangen Kette zu kreisen begann.

Der Fremde schrie vor Schrecken. Shannon sah, wie sich seine Muskeln unter dem Kettenhemd wie dicke knotige Stricke spannten, aber die Gewalten, gegen die er sich zu stemmen versuchte, waren seinen Kräften weit überlegen.

Der Morgenstern verwandelte sich in einen flirrenden, mit tödlicher Schnelligkeit wirbelnden Kreis – und krachte auf den Schädel seines Nebenmannes herab.

Der Mann war tot, als sein Körper den Boden berührte, aber der Morgenstern kreiste bereits weiter, zischte auf den nächsten Weißgekleideten zu und verfehlte ihn nur um Haaresbreite.

Die stachelbewehrte Eisenkugel krachte in die Tischplatte, zermalmte

sie und kam sofort zu einem neuen Hieb hoch. Sie traf das Schwert eines der Männer, zerschmetterte es und riß sein Gewand und das Kettenhemd wie Papier auf. Der Mann taumelte zurück, fiel auf die Knie und schlug beide Hände vor seine blutende Brust.

Shannons Hand bewegte sich weiter.

Der Mann mit dem Morgenstern begann wieder zu schreien, warf sich zurück und stemmte sich mit aller Gewalt gegen die Waffe, die plötzlich ihn führte, statt umgekehrt. Aber seine Anstrengungen waren sinnlos. Er vermochte nicht einmal die Hände vom Stiel des Morgensterns zu lösen, sondern wurde mitgerissen wie ein Kind, das versuchte, ein durchgehendes Pferd zu halten. Der Morgenstern begann erneut zu kreisen und sauste auf den Schädel des letzten verbliebenen Mannes herab.

Ein heller, knisternder Laut erscholl.

Shannon spürte, wie seine Kräfte von einer anderen, viel gewaltigeren Macht gebrochen wurden; gleichzeitig schien der Morgenstern eine Handbreit vor dem Gesicht des Ritters gegen ein unsichtbares Hindernis zu prallen. Er federte zurück und zerbrach mit einem peitschenden Knall. Kette und Stiel zersplitterten, während die Kugel wie ein stachelbewehrtes Geschoß davonzischte und sich krachend in den Boden bohrte.

Unter der Tür war ein weiterer Fremder aufgetaucht, etwas größer als die anderen und ähnlich gekleidet wie sie. Neben ihm stand ein weißhaariger Alter, der Shannon aus spöttisch glitzernden Augen musterte.

»Nec... Meister!« keuchte Shannon erleichtert. »Ihr? Was... was bedeutet das? Ihr kennt diese Männer?«

Necrons Lächeln wurde noch ein wenig spöttischer. Er nickte und trat mit einem raschen Schritt vollends in den Raum hinein.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte er rasch. Ein rasches, unwilliges Stirnrunzeln huschte über seine Züge, als er die Verwüstungen sah, die der kurze Kampf im Zimmer angerichtet hatte. Dann wandte er sich an den weißgekleideten Fremden, der mit ihm gekommen war.

»Nun?« fragte er. »Habe ich zuviel versprochen, DeVries?«

Der Fremde schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er, ohne Shannon dabei auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. »Er hätte sie nicht

gleich umbringen müssen, findet Ihr nicht?«

»Ich... ich wußte nicht, daß diese Männer zu... zu Euch gehören, Herr«, stammelte Shannon verwirrt, aber auch in wachsendem Maße beunruhigt. »Ich dachte, sie wollten –«

»Es ist gut, Shannon«, unterbrach ihn Necron. »Du hast getan, was ich von dir erwartet habe. Du warst sehr gut.« In seiner Stimme schwang eine Spur von Ungeduld und Tadel, und Shannon hütete sich, noch eine weitere Frage zu stellen. Verwirrt blickte er zwischen dem Meister und dem Fremden hin und her.

Schließlich hatte DeVries seine Musterung beendet und wandte sich wieder an Necron. Den Verletzten, der sich direkt vor seinen Füßen vor Schmerzen krümmte, schien er überhaupt nicht zu sehen.

»Er ist... sehr jung für eine Aufgabe wie diese«, sagte er. »Glaubt Ihr, daß er ihr gewachsen ist?«

Necron lachte leise. »Der Mann, den Ihr verfolgt, ist auch nicht viel älter, nicht wahr? Ihr habt gesehen, wozu Shannon fähig ist. Und glaubt mir – das war nicht alles. Hätte ich ihn nicht aufgehalten, dann wäre keiner Eurer Männer jetzt noch am Leben.«

»In Ordnung«, sagte DeVries nach einer Weile. »Wenn Ihr für ihn bürgt, nehme ich ihn.«

»Was... was bedeutet das, Meister?« stammelte Shannon verwirrt. Er war sich der Ungeheuerlichkeit der Tatsache bewußt, den Meister gegen seinen Willen angesprochen zu haben, aber seine Verwirrung war einfach zu groß. Er konnte nicht mehr schweigen, selbst wenn er dafür geschlagen oder auf andere Weise bestraft werden würde.

Aber Necron schien ihm seine Ungeduld nicht übel zu nehmen. »Du sollst alles erfahren«, sagte er. »Was hier geschah, war nur ein Test. Unser Gast bezweifelte deine Fähigkeiten, aber du hast ihn überzeugt.« Seine Stimme wurde ernst. »Dir wird eine große Ehre zuteil werden, Shannon«, sagte er. »Worauf wir seit langem gewartet haben, ist endlich geschehen. Wir haben den gefunden, den zu suchen uns unser Eid verpflichtet, Shannon. Der alte Fluch wird sich erfüllen. Wir haben Roderick Andaras Sohn aufgespürt.«

»Andaras Sohn?« keuchte Shannon. Necrons Worte trafen ihn wie ein Schlag. »Ihr meint, den... den Sohn des Magiers? Den Sohn des Verräters Andara?« Die letzten Worte schrie er fast.

Necron nickte. »Der Erbe des Magiers ist gefunden. Und du bist auserwählt, Shannon, den Hexer zu töten.«

* * *

Über den Dächern lag noch ein leiser Hauch von Nebel, als ich die Stadt erreichte. Die Häuser schienen sich hinter den wogenden Schleiern zu ducken, und obwohl die Sonne bereits vor einer guten halben Stunde aufgegangen war, war auf den Straßen weder Mensch noch Tier zu sehen. Nicht das geringste Zeichen von Leben regte sich. Selbst der Wind, der die letzten zwei Stunden meines Weges begleitet hatte, schien zu verstummen, kaum daß ich zwischen die ersten Häuser getreten war.

Erschöpft blieb ich stehen, setzte die beiden schwergewichtigen Koffer neben mich auf den Bürgersteig und sah mich mit einer Mischung aus Neugier und dumpfer Müdigkeit um. Jeder einzelne Knochen in meinem Körper schien zu schmerzen, und das Gewicht der Koffer hatte mir fast die Schultern aus den Gelenken gerissen. Meine Hände brannten höllisch, obgleich ich ein Stück aus meinem Hemd gerissen und um die Handgriffe der beiden Gepäckstücke gewickelt hatte.

Und was ich sah, war auch nicht gerade dazu angetan, meine Laune zu bessern.

Ich hatte – zumal heute Sonntag war – nach Howards Berichten nicht gerade damit gerechnet, eine vor Leben und Freundlichkeit strotzende Stadt zu finden. Was ich aber jetzt erblickte, erinnerte mich eher an eine ausgestorbene Geisterstadt. Sämtliche Fenster waren geschlossen, und vor den meisten waren zusätzliche Läden vorgelegt. Nirgends war ein Licht oder ein anderes Anzeichen menschlichen Daseins zu gewahren, und der einzige Laut, den ich hörte, war ein leises, irgendwie beunruhigendes Rauschen und Wispern, das vom Fluß herüberwehte. Die Häuser waren allesamt schmal und wirkten geduckt, und selbst das wenige Grün, das hier und da das triste graue Antlitz der Stadt durchbrach, wirkte kränklich und blaß.

Das also war Arkham.

Der Ort, von dem ich jetzt schon so viel gehört hatte und dessen Name meist nur flüsternd ausgesprochen wurde. Aber vor allem der Ort, an dem ich meinen Freund Howard wiedersehen würde.

Ich nahm meine Koffer wieder auf und ging langsam die Straße hinab.

Howard hatte mir in dem Brief, den ich vor zwei Monaten erhalten hatte, die Adresse eines Hotels genannt. Der Gedanke an ein weiches Bett und vielleicht sogar ein Bad war im Moment mächtiger als alle düsteren Bilder.

Nach einer Weile gewahrte ich das Hotel ein Stück vor mir. Ich wechselte den schweren Koffer von der Linken in die Rechte (was nicht viel nutzen würde, denn die beiden Gepäckstücke hatten auf den letzten drei Meilen beständig an Gewicht zugenommen und taten es noch) und betrat das Hotel.

Für einen ganz kurzen Moment spürte ich, wie mein sechster Sinn Alarm schlug. Irgend etwas stimmte hier nicht! Aber dann war das Gefühl wieder verschwunden. Mein Nervenkostüm schien auch nicht mehr das beste zu sein. Die Müdigkeit war wohl daran schuld.

Mit einem erleichterten Seufzer ließ ich die Koffer neben der Tür stehen, schlurfte mit hängenden Schultern zur Rezeption und schlug die Hand auf die kleine Glocke, die auf der zerkratzten Theke stand.

Es dauerte fast eine Minute, bis endlich hinter mir schlurfende Schritte laut wurden. Ich drehte mich herum und gewahrte einen buckeligen, kahlköpfigen Alten, der ohne sonderliche Hast herbeigeschlurft kam.

»Guten Morgen«, sagte ich. »Mein Name ist Craven. Robert Craven. Für mich müßte ein Zimmer in Ihrem Hotel reserviert sein.«

Der Alte sagte nichts, schlurfte nur kopfschüttelnd an mir vorbei und hinter die Theke. Ich sah, daß seine rechte Hand von der Gicht verkrüppelt war und beschloß, ihm seine Unfreundlichkeit nachzusehen.

»Zimmer reservieren wir nicht«, murmelte er unfreundlich. »Aber Sie können eins haben. Für wie lange?« Er bückte sich, holte einen abgewetzten Folianten unter seiner Theke hervor und schlug ihn auf. Die Seiten waren schmutzig und verknickt und mit kleinen Zeilen in einer fast unleserlichen Handschrift übersät.

Mit zitternden Fingern zog er einen Bleistiftstummel hervor, leckte ihn an und blinzelte aus kleinen roten Augen zu mir hinauf.

»Ihr Name?«

»Craven«, wiederholte ich, noch immer um Ruhe und freundliches Auftreten bemüht. »Robert Craven.«

»Roooobeeert Craaaven«, wiederholte der Alte gedehnt und begann etwas in sein Buch zu kritzeln, hielt dann aber inne und blinzelte mich wieder an. »Schreibt sich das mit K oder C?« fragte er.

»Mit einem C«, erwiderte ich. »Einem großen, wissen Sie?«

Meine Geduld war nach einer durchwachten Nacht und einem Fünf-Meilen-Marsch, bei dem ich noch einen halben Zentner Gepäck hatte mitschleppen müssen, ziemlich erschöpft.

»Ce-er-e-ef-e-en«, buchstabierte der Alte. »Richtig?«

»Nein«, schnappte ich. »Ganz einfach Craven. Wie Raven, nur mit einem C vorne. Der Rabe, verstehen Sie?« Ich starrte ihn böse an, hob die Arme und machte eine flatternde Bewegung.

Aber wenn der Alte meinen Sarkasmus überhaupt begriff – was ich bezweifelte – dann reagierte er nicht darauf. Er zuckte nur mit den Achseln, beendete seine Eintragung und klappte das Buch wieder zu. Dann klaubte er einen Zimmerschlüssel von dem Bord hinter sich und gab ihn mir.

»Zimmer dreihundertdrei«, sagte er. »Im dritten Stock. Die Nummer steht an der Tür. Wenn Sie Frühstück wollen, müssen Sie sich am Abend vorher anmelden. Heute ist's zu spät.«

Der Gedanke an Frühstück war mir noch nicht einmal gekommen. Alles, was ich wollte, war schlafen. Müde nahm ich den Schlüssel entgegen, wandte mich halb um und deutete auf die beiden Koffer, die neben der Tür standen.

»Mein Gepäck –«

»Müssen Sie schon selbst aufs Zimmer bringen«, unterbrach mich der Alte. »Der Hausdiener ist krank, und ich bin zu alt. Und jetzt entschuldigen Sie mich.«

Ohne mich noch eines weiteren Blickes zu würdigen, drehte er sich um und schlurfte gebückt davon.

Ich starrte ihm mit einer Mischung aus Wut und Resignation nach. Howard hatte mich gewarnt, daß die Leute in Arkham seltsam seien; und Fremden gegenüber nicht immer sehr freundlich. Aber eine Behandlung wie diese in einem Hotel war mir bislang noch nicht untergekommen.

Also holte ich die Koffer und begann schnaufend – und lautlos in mich hineinfluchend –, die steile Treppe hinaufzusteigen.

Die morschen, gefährlich ausgetretenen Stufen ächzten und bebten unter meinem Gewicht, als wolle die gesamte Konstruktion jeden Moment zusammenbrechen, und die Luft roch zunehmend nach Staub und Alter, je höher ich kam.

Das Hotel war sonderbar still. Nicht der geringste Laut war zu hören, und viele der Türen standen offen. Die Zimmer dahinter waren leer und unbenutzt.

Als ich das dritte Stockwerk erreicht hatte, war ich vollkommen sicher, daß mir der Alte dieses Zimmer aus purer Gehässigkeit gegeben hatte, nachdem er sah, wie müde ich war und wieviel Gepäck ich schleppen mußte. Ich würde mich später gehörig über ihn beschweren.

Aber erst, nachdem ich zwölf Stunden geschlafen hatte.

Ich betrat mein Zimmer, stellte das Gepäck neben der Tür ab und wankte zum Bett. Müdigkeit und Erschöpfung schlugen wie eine mächtige, warme Woge über mir zusammen, und für einen Moment wurde die Verlockung, mich einfach nach hinten sinken zu lassen und die Augen zu schließen, fast übermächtig.

Aber Howards Warnung war mir noch immer frisch im Gedächtnis. Ich war in der Nähe des vermutlich einzigen Ortes auf der ganzen Welt, an dem ich vollkommen sicher war. Und gleichzeitig in der Stadt, in der mir die größte Gefahr drohte, so absurd der Gedanke im ersten Moment klang.

Mühsam stand ich noch einmal auf, schlurfte zu meinen Koffern hinüber und klappte sie auf. Ich fand die beiden Kästchen unter ein paar Wäschestücken vergraben und klappte den Deckel des einen mit einer fast andächtigen Bewegung auf.

Sein Inneres war mit blauem Samt ausgeschlagen, auf dem drei kleine, unscheinbar aussehende fünfstrahlige Sterne aus porösem grauem Stein lagen. Sie waren nicht viel größer als ein Golddollar, und in ihre Oberflächen war ein grobes Muster eingeritzt – ein unregelmäßiger Rhombus mit einer Art Flammensäule in der Mitte, die – wenn man zu lange hinsah – hin und her zu wogen schien, als lebe sie.

Mit spitzen Fingern nahm ich zwei der Steine heraus und legte sie vor der Tür und dem einzigen Fenster auf den Boden.

Erst dann ging ich zu meinem Bett zurück und legte mich auf die zerknautschten Laken.

Gerade hatte ich die Augen geschlossen, als mir bewußt wurde, daß ich das Badezimmer vergessen hatte. Ich mußte es auf Fenster oder einen Hinterausgang überprüfen; eine Nachlässigkeit konnte ich mir nicht erlauben.

Wankend vor Müdigkeit und mit halb geschlossenen Augen ging ich auf das Bad zu, öffnete die Tür und tat einen großen Schritt in den Raum hinein.

Daß er keinen Boden hatte, bemerkte ich erst, als mein Fuß ins Leere trat und ich wie ein Stein nach vorne kippte.

* * *

Man hatte ihn gewarnt.

Nicht nur der Meister hatte ihm gesagt, was ihn hier erwarten würde; selbst DeVries hatte eine entsprechende Bemerkung gemacht und ihm geraten, sehr vorsichtig zu sein. Obwohl die Aufgabe, die zu erledigen er hier war, eine große Ehre für ihn bedeutete, war sie einfach und schnell zu erledigen. Mit etwas Glück konnte er sich heute abend bereits auf dem Rückweg befinden.

Aber trotz dieser Warnungen und der düsteren Geschichte, die er über die Stadt gehört hatte, überraschte ihn ihr Anblick.

Arkham war...

Shannon suchte einen Moment vergeblich nach einem passenden Wort, die düstere, unheimliche Aura zu beschreiben, die wie ein unsichtbarer Nebel über der Stadt zu hängen schien.

Schließlich ging er mit langsamen Schritten die Hauptstraße hinunter und sah sich dabei unauffällig um – ganz in der Art eines Mannes, der fremd in einer Stadt war und sich interessiert umsieht, ohne nach etwas Bestimmtem Ausschau zu halten.

Die Stadt schien ausgestorben zu sein. Shannon spürte mit seinen scharfen, überentwickelten Sinnen das Leben hinter den geschlossenen Fenstern und Türen, aber auf den Straßen selbst war nicht die geringste Bewegung zu gewahren; nicht einmal ein Tier regte sich,

geschweige denn ein Mensch.

Und doch...

Etwas war hier.

Shannon blieb stehen. Er vermochte das Gefühl noch immer nicht in Worte zu kleiden, aber es wurde stärker, mit jedem Moment. Es war wie ein übler Geschmack, der sich auf der Zunge eingenistet hat und nicht weggeht.

Etwas war hier, in seiner Nähe, etwas Fremdes und Finsteres und Drohendes. Und plötzlich war er sicher, daß es dieses Fremde, Feindselige war, das die Menschen in ihre Häuser und die Hunde und Katzen und Ratten in ihre Löcher getrieben hatte. Sie spürten es wohl nicht so deutlich wie er, aber sie würden es wahrnehmen, den Atem des Fremden und Feindseligen, und sie hatten mit Furcht und Verwirrung reagiert und waren in ihren Häusern geblieben.

Shannon sah sich noch einmal sichernd nach beiden Seiten um, trat dann in die Mitte der Straße und hob langsam die Hände an die Schläfe.

Es fiel ihm seltsam schwer, sich zu konzentrieren. Im ersten Moment war es, als wäre da eine andere, unheimliche Kraft, die den magischen Schleier immer wieder zu zerreißen trachtete, dann:

Für den Bruchteil einer Sekunde verschleierte sich sein Blick. Konturlose Schatten und wesenlose graue Umrisse wogten vor seinen Augen. Dann erlosch sein Sehvermögen ganz und kehrte verändert und hundertmal schärfer als zuvor zurück.

Er sah nur noch schwarz-weiß, und zudem waren Hell und Dunkel vertauscht, wie auf einer noch nicht zum Bild entwickelten fotografischen Platte. Trotzdem war alles viel deutlicher und klarer; er sah nicht nur die Häuser und die Straße, sondern auch das Netz unsichtbarer Kräfte und Energien, das sich zwischen den verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit spannte.

Aber da war noch etwas.

Selbst jetzt vermochte er es nicht wirklich zu erkennen. Etwas schien zu verhindern, daß er sich auf eine bestimmte Stelle konzentrierte. Er konnte nur eine rasche Bewegung nicht sehr weit vor ihm erkennen, die aber immer wieder erlosch, wenn er hinsah, und spöttisch wieder auflebte, sobald er seinen Blick auf einen anderen Ort richtete.

Shannon griff mit einer wütenden Anstrengung nach einer der pulsierenden Energielinien, bediente sich ihrer Kraft und fügte sie seiner eigenen hinzu.

Und dann sah er...

Das Ding war nicht wirklich körperlich. Ein Schatten wogte und waberte wie ein häßliches Krebsgewächs dicht vor ihm, auf und über und sogar ein Stück in der Straße. Schwarze Schlangenarme wanden sich und peitschten, dünne, haarige Fühler tasteten gierig umher, und der Blick gewaltiger blinder Augen bohrte sich brennend in die seinen. Alles war Schatten und Bewegung und gestaltgewordene Bosheit und... Shannon taumelte instinktiv einen Schritt zurück, als er den eisigen, jahrmillionenalten Hauch spürte, der das Schattending wie eine finstere Aura umgab.

Länger als eine Minute starrte der junge Magier abgestoßen und gleichzeitig gebannt auf den gigantischen Schatten. Erst dann gelang es ihm, sich von der morbiden Faszination des Bösen zu lösen und dorthin zu blicken, wo er vorhin die Bewegung wahrgenommen hatte.

Das Schattending hockte im Zentrum eines gigantischen, sanft pulsierenden Netzes aus grauen Strähnen, ein aufgedunsener ekeliger Balg im Herzen eines titanischen Spinnennetzes, das an zahllosen Stellen mit der Stadt verbunden war. Helle Bündel von Energie zuckten, den Fäden wie Straßen folgend, verschwanden, blitzten wieder auf oder vereinigten sich zu kurzlebigen, grellen Sternen.

Dann sah Shannon den schwarzen Strang, der wie ein Fangarm aus dem Balg der Kreatur hervorwuchs und in einem der Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite verschwand.

Er hob die Hand und murmelte ein einzelnes, fremdartig klingendes Wort. Die Wand des Gebäudes schien von einer Sekunde auf die andere durchsichtig zu werden. Shannon konnte in sein Inneres blicken und dem Tentakel folgen.

Wie ein gewaltiger schwarzglitzernder Schlauch wand sich der Arm durch das Haus, durchstieß scheinbar mühelos Decken und Wände und faserte zu Dutzenden von dünneren, biegsamen Fühlern auseinander.

Und an seinem Ende war...

Shannon starrte eine halbe Sekunde auf das entsetzliche Bild. Dann übernahmen seine antrainierten Reflexe das Kommando über sein

Denken und seinen Körper.

Mit einem gellenden Schrei erwachte Shannon aus seiner Erstarrung und rannte los.

* * *

Alles ging unglaublich schnell. Ich schrie auf, kippte mit haltlos rudernden Armen nach vorne und sah den Abgrund wie das aufgerissene Maul eines gigantischen steinernen Ungeheuers nach mir schnappen. Die zerborstenen Wände huschten an mir vorüber, und mein eigener Schrei hallte wie boshaftes Hohngelächter in meinen Ohren wider. Verzweifelt warf ich mich herum, bekam etwas Hartes zu fassen und klammerte mich mit aller Gewalt fest.

Der Ruck schien mir die Arme aus den Gelenken zu reißen. Ich schrie vor Schmerz, als ein zweiter, noch brutalerer Ruck durch meinen Körper raste. Meine Hände glitten an rauhem Holz ab, drohten den Halt zu verlieren und klammerten sich mit verzweifelter Kraft fest. Ein Span riß mir die Rechte vom Daumen bis zur Handwurzel auf, meine Fingernägel brachen, und das Blut ließ den Balken glitschig werden, so daß ich erneut abzurutschen begann. Mit aller Kraft, die mir geblieben war, hangelte ich mich nach vorne und versuchte den grausamen Schmerz zu ignorieren, als die Bewegung den Holzspan wie ein Messer noch tiefer in meine Handwurzel trieb. Endlich fand ich Halt an dem Balken, der über mir aus der Wand ragte.

Sekundenlang blieb ich mit geschlossenen Augen so hängen und rang verzweifelt nach Atem.

Erst dann wagte ich es, die Augen zu öffnen und mich umzusehen.

Der Anblick ließ mein Herz einen schmerzhaften Satz machen.

Der Balken, an dem ich im letzten Moment Halt gefunden hatte, war alles, was vom Boden des Zimmers übrig geblieben war. Die Zwischendecke war zusammengebrochen, vielleicht schon vor Jahren, und hatte dabei die gesamte Einrichtung des kleinen Raumes mit sich gerissen. Aus den Wänden ragten die zerfetzten Überreste von Bleirohren und Leitungen wie im Todeskampf verkrümmte Schlangen. Selbst der Balken, an dem ich hing, war nur noch zu einem Drittel vorhanden. Wäre ich zehn Zentimeter weiter nach vorne gestürzt, hätten meine Hände ins Leere gegriffen.

Meine Beine pendelten frei über einem drei Stockwerke tiefen Abgrund. Nicht nur der Boden des Baderaumes war eingestürzt – die Trümmer mußten die darunterliegenden Etagen durchschlagen haben. Es war ein tödlicher, bis in die Kellergeschosse reichender Schacht.

Und an seinem Grunde bewegte sich etwas!

Ich vermochte nicht genau zu erkennen, was es war. Die Dunkelheit unter mir wogte und zitterte, als wäre sie zu einer glänzenden schwarzen Masse geronnen, und ich glaubte ein leises, unangenehmes Rauschen zu vernehmen.

Meine Hände meldeten sich mit pochenden Schmerzen. Ich löste meinen Blick von der wogenden Finsternis unter mir, biß die Zähne zusammen und versuchte, mich mit einem Klimmzug auf den Balken hinaufzuziehen.

Aber es blieb bei einem Versuch.

Meine Schultermuskeln schienen zu explodieren. Der Schmerz war so heftig, daß ich um ein Haar den Halt verlor und mich nur mit letzter Kraft festzuklammern vermochte. Die Bewegung trieb den Holzsplitter noch tiefer in meine Hand. Ich schrie auf und begann wie wild mit den Beinen zu strampeln. Im letzten Moment begriff ich, daß ich auf dem besten Wege war, in Panik zu geraten und so meine letzte Chance zu verspielen.

Wäre ich in der magischen Kunst schon geübter gewesen, ich hätte mich mit Leichtigkeit retten können. Doch ich stand erst am Anfang des Weges. Das geheimnisvolle Erbe meines Vaters eröffnete sich mir nur langsam. Ich mußte mir aus eigener Kraft helfen.

Ich wartete also, bis meine Muskeln aufgehört hatten, sich wie glühende Drähte in meinen Körper fressen zu wollen. Dann biß ich erneut die Zähne zusammen, löste ganz langsam die rechte Hand von ihrem Halt und versuchte sie zu heben, um den Holzsplitter herauszubekommen. Der Schmerz trieb mir die Tränen in die Augen. Warmes Blut lief klebrig an meinem Arm hinunter, aber ich machte weiter, biß die Zähne zusammen und bekam den reißenden Dorn schließlich aus dem Fleisch.

Langsam, unendlich langsam hangelte ich mich an dem Balken entlang auf die offenstehende Tür zu. Die Strecke war nicht weit – vielleicht dreißig Inch – aber es hätten genausogut dreißig Meilen sein können. Meine Muskeln begannen, mir den Dienst zu versagen. Der Abgrund unter mir schien an meinen Beinen zu zerren wie ein

unsichtbarer Sog.

Dann hörte ich das Geräusch.

Im ersten Moment klang es wie ein tiefes, mühevolles Stöhnen, dann steigerte es sich zu einem widerwärtigen Schmatzen und Saugen, gefolgt von einem sonderbar feuchten Schleifen. Ein Gleiten und Tasten, als...

Ja – als kröche etwas zu mir herauf!

Ein gellender Schrei brach über meine Lippen, als ich in die Tiefe sah.

Der Abgrund unter mir war nicht mehr leer!

Was ich für Dunkelheit gehalten hatte, war in Wirklichkeit eine gigantische, sich windende Masse aus schwarzem Fleisch, ein Nest peitschender Schlangen und Tentakel, das unter mir wogte und zitterte wie schwarze Lava, die aus dem Schlund eines Vulkans emporsteigt.

Und noch während ich hinsah, lösten sich zwei, drei Peitschenarme aus der Masse und griffen mit zitternden unsicheren Bewegungen nach mir!

Ich schrie auf und hangelte mich mit verzweifelter Kraft auf die Tür zu.

Ich war nicht schnell genug. Ein armdicker, von Narben und Pocken übersäter Arm griff an mir vorbei, holte wie in einer spöttischen Verbeugung aus und schlug wuchtig gegen die offenstehende Tür. Der Hieb spaltete das Holz und warf sie ins Schloß.

Im gleichen Moment berührte etwas beinahe sanft mein rechtes Bein.

Ich brüllte vor Schrecken und Ekel und riß verzweifelt den Fuß zurück. Ich spürte einen harten Ruck, gefolgt von einem Brennen, als wäre meine Haut mit ätzender Säure in Berührung gekommen. Schwarze Schatten griffen nach meinen Beinen, und der Arm, der die Tür zugeschmettert hatte, näherte sich mit tastenden Bewegungen meinem Gesicht. Wo er das Holz des Balkens berührte, begann sich dünner Rauch in die Höhe zu kräuseln.

Ich riskierte alles. Jeden Gedanken an Gefahr und Schmerz ignorierend, spannte ich noch einmal die Muskeln, holte mit den Beinen Schwung –

und zog mich auf den Balken hinauf.

Die peitschenden Arme unter mir griffen ins Leere. Für einen Moment glaubte ich ein wütendes, enttäuschtes Zischen zu hören, dann verstärkte sich das Brodeln der schwarzen Masse. Ein ganzer Wald peitschender Tentakel und zitternder Nervenfäden schoß wie eine grausame Flutwelle auf mich zu. Gleichzeitig zuckte der Tentakel, der sich um meinen Balken gewickelt hatte, hoch und schlug nach meinem Gesicht.

Ich duckte mich, verlor dabei auf dem kaum handbreiten Balken beinahe den Halt und hieb instinktiv mit dem Arm nach dem Ding.

Es war ein Gefühl, als hätte ich in weiches, widerliches warmes Gelee geschlagen. Ein brennender Schmerz zuckte durch meinen Arm, und ein Teil meiner Jacke begann zu schwelen.

Aber der Hieb hatte das Ding zurückgeschleudert.

Für einen Moment hatte ich Luft. Mit verzweifelter Kraft richtete ich mich auf, streckte beide Arme aus und machte einen vorsichtigen Schritt auf die geschlossene Tür zu.

Ein schwarzes Etwas zuckte aus der Tiefe herauf, wickelte sich wie eine Peitschenschnur um mein Bein und riß daran. Ich fiel zur Seite, verlor das Gleichgewicht, prallte auf den Balken auf und drohte abzurutschen. Instinktiv klammerte ich mich fest, aber der Tentakel zog und zerrte mit unglaublicher Kraft an meinem Bein, und ich spürte, wie ich unbarmherzig von meinem Balken herabgezerrt wurde. Mein rechter Fuß schien in Flammen zu stehen. Der Gestank von brennendem Stoff und verkohltem Fleisch erfüllte die Luft.

Plötzlich hörte ich einen Schrei. Irgendwo über mir polterte etwas, dann wurde die Tür mit einem Tritt aufgesprengt, und eine geduckte Gestalt erschien unter der Öffnung.

»Hilfe!« brüllte ich. »Schnell doch – helfen Sie mir!«

Mit dem Mut der Verzweiflung löste ich eine Hand von meinem Halt, streckte sie in seine Richtung aus und spürte, wie mich der Tentakel ein weiteres Stück herunterzerrte. Das Schmatzen und Saugen unter mir klang plötzlich lauter und gieriger.

Aber der Fremde dachte nicht daran, meine ausgestreckte Hand zu ergreifen. Statt dessen fuhr er herum, stürzte davon und verschwand für eine schreckliche, endlose Sekunde aus meinem Sichtfeld. Dann

tauchte er wieder auf, klammerte sich mit der linken Hand am Türrahmen fest und beugte sich vor. Ein schwarzer Schlangenarm zuckte in seine Richtung und versuchte sich um seine Beine zu wickeln.

Der Fremde ignorierte ihn. Seine andere Hand schleuderte irgend etwas Kleines, Graues in die Tiefe.

Eine halbe Sekunde lang geschah gar nichts. Dann lief ein spürbares Zittern durch das Gebäude. Grauer, übelriechender Dampf schoß wie ein Geysir aus der Tiefe und nahm mir den Atem, und der Gestank von verkohltem Fleisch wurde unerträglich. Der Schlangenarm löste sich mit einer zuckenden Bewegung von meinem Bein und verschmolz mit dem grauschwarzen Brodeln, in das sich die Masse verwandelt hatte.

Ich hustete. Meine Kräfte schwanden. Ich spürte noch, wie sich meine Hand langsam vom Holz des Balkens löste und glaubte zu sehen, wie der Fremde mit einem erschrockenen Ächzen vorsprang und nach meinen Armen griff.

Dann verlor ich endgültig das Bewußtsein.

* * *

Jemand machte sich schmerzhaft an meiner Hand zu schaffen, als ich erwachte.

Ich blinzelte, versuchte mich aufzusetzen und gleichzeitig meine Hand zurückzuziehen, damit der grausame Schmerz aufhörte, schaffte aber weder das eine noch das andere. Eine Hand stieß mich mit sanfter Gewalt zurück, und eine andere hielt mein rechtes Handgelenk behutsam, aber mit großer Kraft fest. Ein dumpfer, pochender Schmerz wühlte im Rhythmus meines Herzschlages zwischen meinen Schläfen.

»Halten Sie still«, sagte eine Stimme. »Es dauert nur noch einen Moment.«

Ich gehorchte, biß die Zähne zusammen, als sich ein neuer, dünner Schmerz in meinen Arm bohrte, und öffnete die Augen.

Ich lag auf dem Bett meines Zimmers. Der Fensterladen war geöffnet worden, und das Sonnenlicht stach unangenehm grell in meine Augen. So konnte ich die Gestalt, die neben mir auf der Bettkante saß, im

ersten Moment nur als verschwommenen Schatten gegen das Fenster ausmachen.

Der Schmerz in meiner Hand erlosch plötzlich, und auch das Hämmern hinter meiner Stirn sank auf ein erträgliches Maß herab. Die wirbelnden Schleier vor meinem Blick lichteten sich.

Der Mann ließ meinen Arm los, setzte sich auf und lächelte. Und jetzt erkannte ich ihn auch.

Es war der Unbekannte, der im letzten Moment aufgetaucht war und mich aus dem Schacht gezogen hatte. Sein blondes, fast schulterlanges Haar und das schmalgeschnittene Gesicht waren das letzte gewesen, was ich wahrnahm, ehe mir die Sinne schwanden.

Noch einmal versuchte ich mich aufzusetzen, und diesmal hinderte mich mein Retter nicht daran.

»Sie... Sie haben mir das Leben gerettet«, sagte ich, verwirrt und mit einem Male wieder von einer leisen Spur von Furcht erfüllt. Im gleichen Maße, in dem der dumpfe Druck aus meinem Schädel wich, kehrten die Erinnerungen zurück.

Unwillkürlich wandte ich den Kopf und blickte zur Badezimmertür hinüber. Sie war wieder geschlossen, aber der breite, gesplitterte Riß in ihrem Holz schien mich wie ein höhnisches Maul anzugrinsen. Ein eisiger Schauer lief über meinen Rücken.

Der Fremde war meinem Blick gefolgt, und als ich ihn wieder ansah, entdeckte ich eine sonderbare Mischung aus Freundlichkeit und Sorge in seinen Augen.

Überhaupt wirkte er sehr sanft, fand ich. Sein Gesicht war zart wie das eines Mädchens, und der Blick seiner Augen war sehr weich. Im ersten Moment schätzte ich ihn auf einen Knaben von siebzehn, vielleicht achtzehn Jahren. Dann gewahrte ich die dünnen Linien um seinen Mund und die Augen und sah, daß er älter war. Zwanzig, vielleicht zweiundzwanzig.

Plötzlich wurde mir bewußt, daß ich ihn anstarrte. Verlegen senkte ich den Blick und schwang die Beine vom Bett. Meine Muskeln reagierten mit einem wütenden Bombardement kleiner, stechender Schmerzen auf die plötzliche Bewegung.

Mein Blick streifte den verbrannten Saum meines rechten Hosenbeines, und der Anblick ließ die Erinnerung an einen grausamen

Schmerz und den Gestank verschmorten Fleisches in mir aufsteigen.

Erschrocken beugte ich mich vor, zog das Hosenbein hoch und sah mein Bein an.

Die Haut unter dem verkohlten Stoff war unverletzt und rosig wie die eines Neugeborenen.

Einen Moment lang starrte ich das unglaubliche Bild an, dann fuhr ich hoch, hob mit einem Ruck die rechte Hand vor die Augen und drehte sie ungläubig.

Auf meiner Handwurzel war eine dünne, rote Linie zu sehen, weniger als ein Kratzer. Von der Wunde, die der Holzsplitter in mein Fleisch gerissen hatte, war nichts mehr geblieben.

Ungläubig ließ ich die Hand sinken und starrte meinen Retter an. »Was... was haben Sie... getan?« keuchte ich.

Ein rasches, fast amüsiertes Lächeln huschte über die Züge meines Gegenübers. »Nichts, worüber Sie erschrecken müßten«, sagte er. »Sie waren ziemlich übel verletzt. Ich mußte Ihnen helfen.«

»Aber das...« Ich brach ab, starrte abwechselnd meine Hand und das Bein an und schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber das ist doch unmöglich!« keuchte ich. »Das ist ein Wunder!«

»Mit dem Wort sollte man vorsichtig sein«, sagte mein Retter, und in seiner Stimme war ein sonderbarer Ernst, den ich mir nicht erklären konnte. »Ich habe nichts getan, was nicht zu erklären wäre. Aber es wäre zu kompliziert, würde ich es jetzt versuchen. Sind Sie fremd hier in der Stadt?«

Es dauerte einen Moment, bis ich dem Gedankensprung zu folgen imstande war. »Ja«, antwortete ich. »Ich... bin heute morgen angekommen! Wie kommen Sie darauf?«

»Ich habe Ihr Gepäck gesehen«, antwortete der junge Mann. »Aber ich frage mich, warum Sie nicht in ein Hotel ziehen. Ihrer Kleidung nach zu schließen dürften Sie es kaum nötig haben, in einem Abbruchhaus zu schlafen. Oder verstecken Sie sich?«

»Aber ich bin in einem Ho...«, begann ich, sprach dann aber nicht weiter, sondern blickte mich voller plötzlichem Schrecken um. Ich war bisher viel zu verstört und benommen gewesen, um wirklich auf meine Umgebung zu achten.

Ich war in meinem Hotelzimmer, wie ich behauptet hatte – und auch wieder nicht. Der Raum, in dem wir uns befanden, war derselbe.

Aber wie hatte er sich verändert! Die Wände waren grau und verfallen; überall lösten sich die Tapeten. Da und dort sah der nackte Putz oder graues, von Schwamm zerfressenes Mauerwerk hervor. Der Boden war eingefallen, die Bohlen verquollen und vom Alter geborsten, und durch das glaslose Fenster pfiff der Wind herein. Das Bett, auf dem ich erwacht war, war ein einziges Trümmerstück, schräg wie ein gestrandetes Schiff, auf nur drei Beinen stehend und mit vermoderten, grauen Fetzen bedeckt.

Verstört sah ich meinen Retter an. »Das ist doch... unmöglich«, murmelte ich. »Dieses Zimmer war... war vollkommen in Ordnung, als ich heraufgekommen bin.«

»Sie müssen ein schlimmes Zeug geschluckt haben, heute nacht«, erwiderte er lächelnd, wurde aber dann sofort wieder ernst. »Ich kenne dieses Haus nicht«, sagte er, »aber so, wie es hier überall aussieht, muß es schon seit mindestens zehn Jahren leerstehen.«

»Aber es war vollkommen intakt, als ich gekommen bin!« protestierte ich. »Ich habe mich an der Rezeption eingetragen und vom Portier den Schlüssel zu diesem Zimmer bekommen, und...«

Ich sprach nicht weiter, als ich den Ausdruck in seinen Augen sah. »Sie... glauben mir kein Wort, wie?« fragte ich leise.

Der andere zögerte. Sein Blick huschte nervös über die Tür zum Bad und kehrte zurück. »Ich weiß nicht, was ich glauben soll«, sagte er schließlich. »Nach dem, was ich da drinnen gesehen habe, scheint hier alles möglich zu sein.«

Seine Worte erinnerten mich an etwas. Ich ging rasch zur Tür, hob den kleinen, fünfzackigen Stein auf, den ich als Schutz vor die Schwelle gelegt hatte, und steckte ihn in meine Rocktasche. Dann wandte ich mich um und ging zum Fenster, um den zweiten Stein zu suchen, fand ihn aber nicht.

»Wenn Sie Ihren Shoggotenstern suchen«, sagte der Fremde ruhig, »dann muß ich Sie enttäuschen.«

Ich erstarrte. Seine Stimme hatte sich nicht verändert, sondern klang noch immer so freundlich und sanft wie bisher, aber ich glaubte trotzdem einen mißtrauischen, beinahe lauernden Ton in ihr zu hören.

Mit betont langsamen Bewegungen drehte ich mich zu ihm herum und starrte ihn an. »Was... meinen Sie damit?« fragte ich gedehnt.

Der Junge lächelte. »Ich fürchte, er ist verloren«, sagte er ruhig. »Ich mußte ihn opfern, um Ihr Leben zu retten.«

Ich schwieg einen Moment, starrte ihn an und suchte vergeblich nach einer passenden Ausflucht. Plötzlich erinnerte ich mich wieder, daß er irgend etwas in die Tiefe geschleudert hatte, Sekunden, ehe das Ungeheuer verging.

»Sie... kennen das Geheimnis dieser Steine?« fragte ich vorsichtig.

»Natürlich«, antwortete er. »Wäre es nicht so, hätte ich Sie kaum retten können, nicht wahr?« Ein mißtrauisches Funkeln blitzte in den dunklen Augen meines Retters auf. »Wer sind Sie, daß Sie sechs Shoggotensterne und ein ganzes Sammelsurium magischer Utensilien mit sich herumschleppen?«

»Sie haben –« Mein Blick fiel auf die Koffer, die aufgeklappt am Fußende des Bettes standen. Ihr Inhalt war durchwühlt und zum Teil auf dem Fußboden verteilt. »Sie haben mein Gepäck durchsucht?«

Der andere nickte. »Sicher. Ich weiß immer gerne, mit wem ich es zu tun habe. Sie nicht?«

»Doch«, antwortete ich, weitaus weniger freundlich als bisher. »Wer sind Sie, zum Beispiel?«

Der Junge lächelte. »Jemand, der Ihnen das Leben gerettet hat«, antwortete er. »Und falls Ihnen das noch nicht genügt, nennen Sie mich Shannon.«

»Shannon?« wiederholte ich. »Ist das Ihr Vor- oder Nachname?«

»Shannon reicht«, antwortete er. »Und jetzt hören Sie mit dem Unsinn auf. Ich bin nicht Ihr Feind. Es sieht eher so aus, als hätten wir gemeinsame Gegner.« Er deutete mit einer Kopfbewegung zum Bad und stand auf. Ich bemerkte, daß er ein gutes Stück kleiner war als ich. Aber seine Bewegungen waren ungleich geschmeidiger und kraftvoller. Seine schmale Gestalt und die Zartheit seines Gesichtes täuschten.

»Wie heißen Sie eigentlich?« fragte er plötzlich. »Ich habe keinerlei Papiere bei Ihnen gefunden.«

Ich wollte ihm geradeheraus Antwort geben, als sich irgend etwas in meinem Innern sträubte, ihm meinen richtigen Namen zu nennen. »Jeff«, sagte ich, »Jeff Williams.«

»Wir sollten zusehen, daß wir aus diesem Haus verschwinden, Jeff«, sagte er. »Jemand könnte Ihre Schreie gehört haben. Und ich bin nicht sicher, daß es wirklich vernichtet ist. Solange wir in dieser Stadt bleiben, sind wir in Gefahr.«

»Es?« wiederholte ich. »Wovon reden Sie?«

Shannons Lippen zuckten unwillig.

»Hören Sie auf!« sagte er zornig. »Ich finde Notizen über die GROSSEN ALTEN in Ihrem Koffer, Sie haben magische Steine und sind gerade dabei, sich von einem Shoggoten auffressen zu lassen, als ich Sie finde – und Sie wollen mir erklären, Sie wüßten nicht, wovon ich rede?«

Einen Moment lang blickte ich ihn noch unentschlossen an, dann verscheuchte ich meine Bedenken und lächelte verlegen. »Sie haben recht, Shannon«, sagte ich. »Tut mir leid. Ich... bin es nicht gewohnt, mit irgend jemandem so offen über dieses Thema reden zu können, wissen Sie? Ich bin auf dem Weg zur Miscatonic-Universität. Ich treffe dort jemanden.«

»Die Universität?« Shannon überlegte einen Moment. »Warum nicht?« sagte er schließlich. »So wie die Dinge liegen, ist das möglicherweise der einzige Ort, an dem wir sicher sind. Es wird zurückkommen, wenn wir hier in der Stadt bleiben. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich Sie begleite, Jeff?«

»Nicht im mindesten«, antwortete ich impulsiv.

Shannon nickte. »Gut«, sagte er. »Es scheint, als hätten wir nicht nur gemeinsame Feinde, sondern auch gemeinsame Interessen. Ich... bin nämlich aus dem gleichen Grunde hier in der Stadt wie Sie. Ich suche jemanden.«

»So?« sagte ich, ging an ihm vorbei und begann meine Kleider zusammenzuraffen und in den Koffer zu stopfen. »Und wen?«

Shannon ging neben mir in die Hocke und räumte den zweiten Koffer ein. »Einen Freund«, sagte er. »Aber Sie werden ihn nicht kennen, wenn Sie nicht aus Arkham sind.«

»Vielleicht kann ich Ihnen trotzdem helfen«, sagte ich. »Ich kenne

einige einflußreiche Leute von der Universität. Sie könnten Erkundigungen einziehen. Wie ist der Name Ihres Freundes?«

Shannon hielt für einen Moment in seinem Tun inne, sah mich an und lächelte erneut. »Craven«, sagte er. »Robert Craven.«

* * *

»Ihr habt Nachricht von Shannon?«

DeVries' Stimme klang unangenehm und schneidend wie immer, und es war ein ungeduldiger, fordernder Ton darin, den Necron nicht gewohnt war und der seinen Zorn weckte. DeVries hatte seine Kammer betreten, ohne anzuklopfen, und dabei hatte Necron die beiden Männer aus seiner Leibgarde bemerkt, die draußen auf dem Gang Aufstellung genommen hatten. Zudem trug er sein Schwert offen am Gürtel.

Jede einzelne dieser drei Ungeheuerlichkeiten hätte unter normalen Umständen vollends ausgereicht, DeVries aus der Festung zu jagen oder ihn gar zu töten. Aber die Umstände waren nicht normal, und DeVries war ein mächtiger Mann. Nicht durch das, was er darstellte oder konnte, sondern durch sie, die hinter ihm standen. Necron hatte lange überlegt, ob er den Handel mit ihm überhaupt eingehen sollte. Aber den Preis, den DeVries als Einstand in ihr Bündnis bot, war zu verlockend. Und die Macht, die hinter ihm stand, zu fremd und unberechenbar, um sie sich zu Feinden zu machen.

Jedenfalls jetzt noch nicht.

»Nein«, antwortete Necron mit einiger Verspätung. »Ihr müßt Geduld haben, DeVries. Er hat Arkham erreicht, aber es wird dauern, bis er Robert Craven gefunden hat. Vergeßt nicht, daß er der Sohn eines Magiers ist.«

DeVries preßte unwillig die Kiefer aufeinander, was den scharfen, raubtierhaften Zug seines Gesichtes noch verstärkte. »Warum habt Ihr mich dann rufen lassen?« fragte er.

Necron runzelte die Stirn, lehnte sich zurück und deutete auf einen freien Stuhl auf der anderen Seite des Tisches. DeVries nahm widerwillig Platz.

»Es ist etwas geschehen«, begann Necron. »Etwas, das ein

Zusammenarbeiten unserer beiden Gruppen vielleicht wichtiger als zuvor macht.«

»So?« murmelte DeVries. »Und was? Stürzt der Himmel ein?«

»Möglicherweise«, antwortete Necron, vollkommen ernst. »Möglicherweise auch Schlimmeres. Ihr habt mir erzählt, daß Ihr befugt seid, für die Mächtigen Eurer Gruppe zu reden und Entscheidungen zu treffen. Ist das richtig?«

»Natürlich«, schnappte DeVries. »Aber –«

Necron unterbrach ihn mit einer raschen Handbewegung. Der Blick seiner alten, harten Augen wurde noch ernster, und es war etwas darin, ein Ausdruck von solcher Besorgnis und – ja, und fast Furcht –, was DeVries tatsächlich verstummen ließ.

»Ich bin mir des Risikos dessen, was ich jetzt tue, vollkommen bewußt«, sagte Necron. »Doch ich fürchte, mir bleibt keine andere Wahl mehr. Bisher haben Eure und unsere Gruppen nebeneinander existiert, und keiner hat die Kreise des anderen gestört. Jetzt ist etwas geschehen, was uns zwingt, zusammenzuarbeiten. Als gleichberechtigte Partner.«

Necron bemühte sich, mit unveränderter Stimme zu reden, aber er konnte trotzdem nicht verhindern, daß der Triumph, den er bei den letzten drei Worten empfand, in seiner Stimme mitschwang.

DeVries starrte ihn an. »Als... gleichberechtigte Partner?« vergewisserte er sich. »Heißt das, daß Ihr die Aufnahme in unsere Reihen abschlagen wollt? Jetzt, wo Ihr erhalten habt, was wir Euch geboten haben? Wollt Ihr uns betrügen?«

»Nicht betrügen«, verbesserte ihn Necron sanft. »Aber die Voraussetzungen haben sich geändert, DeVries. Bisher wart ihr stärker als wir, obgleich diese Frage niemals wirklich geklärt worden ist.«

DeVries zuckte zusammen. Die Drohung in den Worten des kahlköpfigen Alten war ihm nicht entgangen. Aber er schwieg.

»Jetzt haben wir etwas zu bieten, was uns gleichwertig macht«, fuhr Necron fort. »Ihr seid uns an Zahl und Stärke noch immer überlegen, aber wir haben etwas, das dieses Manko mehr als nur ausgleicht.«

DeVries lachte rauh. »Und was soll das sein?« fragte er böse.

»Informationen«, antwortete Necron. »Wissen, DeVries. Ein Wissen, das vielleicht unser aller Leben retten kann. Vielleicht sogar das der ganzen menschlichen Rasse.«

DeVries lachte erneut, aber es klang unsicher. Er schien zu spüren, daß es Necron ernst meinte.

»Redet«, sagte er schließlich.

Necron nickte. »Das werde ich tun, DeVries. Ich wollte die Dinge nur klarstellen. Ich offenbare Euch damit eines der bestgehütetsten Geheimnisse unserer Bruderschaft. Habt Ihr« – er zögerte unmerklich und fuhr dann fort, ohne den dunkelhaarigen Flamen direkt anzublicken – »schon einmal den Namen der GROSSEN ALTEN gehört, DeVries?«

DeVries überlegte einen Moment und schüttelte dann den Kopf. »Niemals. Wer soll das sein?«

Necron überging seine Frage, als hätte er sie nicht gehört. »Ich will Euch eine Geschichte erzählen«, begann er. »Eine uralte Geschichte, die über Generationen und Generationen hinweg von den Mitgliedern unserer Bruderschaft bewahrt wurde. Danach werdet Ihr besser verstehen, was ich meine.«

Er schwieg einen Moment, lehnte sich zurück, fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und begann mit leiser, monotoner Stimme zu erzählen…

* * *

»Die Welt war jung, und das Licht der Sonne hatte noch kein Leben geboren, als sie von den Sternen kamen.

Sie waren Götter, gewaltige Wesen, unbeschreiblich und böse und bar jeder Empfindung, die nicht Haß oder Tod war.

Sie kamen auf den Wegen, die durch die Schatten führen, und setzten ihren Fuß auf eine Erde, die kahl und tot war. Und sie nahmen sie in Besitz, wie sie zuvor schon Tausende von Welten in Besitz genommen hatten, manchmal für kurze Zeit, manchmal für Ewigkeiten, ehe sie wieder gingen und in ihr kaltes Reich zwischen den Sternen zurückkehrten, um Ausschau nach neuen Welten zu halten, über die sie ihre scheußlichen Häupter erheben konnten.

Sie – das waren die, DEREN NAMEN MAN NICHT AUSSPRECHEN SOLL, will man nicht Gefahr laufen, sie zu rufen und den Preis für ihr Kommen zu zahlen, der schrecklich ist.

Nur die wirklich Wissenden sollen es wagen, sie zu rufen, und auch sie mögen auf der Hut sein.

Sie nannten sich selbst die GROSSEN ALTEN, und sie waren finstere, blasphemische Götter, oder doch zumindest Wesen, deren Macht der von Göttern gleichkommt.

Allen voran stand CTHULHU, der oktopoide Herr des Schreckens und der Schatten, ein Wesen, dessen Element das Meer ist, der sich aber genauso mühelos an Land oder auch in der Luft fortzubewegen vermag.

Ihm zur Seite, und nicht viel geringer an Macht und Bosheit, stehen YOG-SHOGOTH, der Alles-in-einem-und-einer-in-allem, AZATOTH, der Blasen-schlagende-im-Zentrum-der-Unendlichkeit, SHUDDE-MELL, der Ewig-Eingegrabene und Herrscher über die Erde und die finsteren Reiche der Höhlen, SHUB-NIGGURATH, die schwarze-Ziege-mit-den-tausend-Jungen und letztlich NYARLATHOTEP, die Bestie-mit-den-tausend-Armen.

Aber auch andere; Wesen von geringerer Macht, trotzdem noch schrecklich wie Götter in ihrem Zorn. Wendigo, der auf den Winden geht, Glaaki, der Kometengeborene, der unaussprechliche Hastur und Tsathoggua, Yibb-Tsstl, der flammende Cthugha, Shodagoi, die Cho-Cho…

Ihre Zahl ist Legion, und ein jeder war schrecklich genug, ein Gott zu sein. Äonenlang herrschten sie über die Erde, und um ihre Macht ausüben zu können, erschufen sie schreckliche Geschöpfe aus verbotenem Protoplasma, widerwärtige Kreaturen, deren Gestalt sie nach Belieben formen konnten und die ihre Hände und Arme, ihre Beine und Augen wurden.

Aber so mächtig die GROSSEN ALTEN auch waren, so gering war ihre Voraussicht.

Millionen um Millionen Jahre herrschten sie über die Erde und ihre Kreaturen, und sie merkten nicht, daß die, die sie selbst erschaffen hatten, sich gegen sie aufzulehnen und Pläne gegen ihre Herrschaft zu schmieden begannen.

Dann kam es zum Krieg.

Die unterdrückten Völker der Erde, allen voran die Shoggoten, die die GROSSEN ALTEN selbst erschaffen hatten, standen gegen die finsteren Götter auf und versuchten ihr Joch abzuschütteln. Die Erde brannte, und der Krieg der Giganten verwüstete ihr Antlitz in einer einzigen, feurigen Nacht.

Die GROSSEN ALTEN siegten, doch dabei rührten sie an Mächten, die zu mißbrauchen selbst ihnen verboten war. Ihr blasphemisches Tun rief andere, mächtigere Gottheiten von den Sternen herbei, die ÄLTEREN GÖTTER, die seit Urzeiten im Bereich der Sonne Beteigeuze schlafen und über das Wohl und Wehe des Universums wachen.

Sie mahnten die GROSSEN ALTEN, in ihrem Tun innezuhalten und nicht an der Schöpfung selbst zu rühren.

Aber in ihrem Machtrausch mißachteten die GROSSEN ALTEN selbst diese letzte Warnung und lehnten sich gegen die ÄLTEREN GÖTTER auf, und abermals kam es zum Krieg, einem gewaltigen Kräfteringen derer, die von den Sternen gekommen waren und derer, die noch dort lebten.

Die Sonne selbst verdunkelte ihr Antlitz, als die Mächte des Lichtes und die der Finsternis aufeinanderprallten. Eine der zehn Welten, die ihre Bahn um sie zogen, zerbarst zu Millionen Trümmern, und die Erde gerann zu einem flammenden Brocken aus Lava.

Schließlich siegten die ÄLTEREN GÖTTER, aber nicht einmal ihre Macht reichte aus, die GROSSEN ALTEN zu vernichten, denn was nicht lebt, vermögen nicht einmal die Götter zu töten.

Und so verbannten sie die GROSSEN ALTEN vom Antlitz dieses verwüsteten Sternes.

CTHULHU ertrank in seinem Haus in R’Lyeh und liegt seit Äonen auf dem Grunde des Meeres.

AZATOTH erwürgte der Schlamm der finsteren Sümpfe, die sein Lebenselement gewesen waren.

SHUDDE-MELL wurde verschlungen von feuriger Lava und Fels, und all die anderen Kreaturen und Wesen wurden verstreut in alle Winde und verbannt in finstere Kerker jenseits der Wirklichkeit.

Zweimal hundert Millionen Jahre sind seither vergangen, und seit zweimal hundert Millionen Jahren warten sie, denn das ist nicht tot, das ewig liegt, bis daß der Tod die Zeit besiegt…«

* * *

Eine lange Zeit, nachdem Necron mit seiner Erzählung zu Ende gekommen war, herrschte Schweigen in dem kleinen Raum. Der alte Mann hatte sehr langsam gesprochen und immer wieder lange Pausen eingelegt, in denen sein Geist in den Bereichen zwischen der Wirklichkeit zu wandeln schien. Über der Festung war die Sonne untergegangen; Dunkelheit und Kälte waren in die Kammer gekrochen, und es schien, als hätte sich mit ihnen noch ein anderer, düsterer Hauch über den Raum und die beiden ungleichen Männer gelegt, etwas wie ein unheimliches, lautloses Echo auf die Worte Necrons.

DeVries richtete sich ein wenig im Stuhl auf und sah Necron scharf an. Die Erzählung des alten Hexenmeisters hatte ihn stärker berührt, als er zugeben wollte. Er fühlte sich beunruhigt, auf eine Weise, die er selbst nicht zu erklären vermochte.

Es war, als hätten die Worte des Alten etwas in ihm berührt, ein tiefes, verborgenes Wissen geweckt, das die ganze Zeit über da gewesen war, ohne daß er es wußte.

»Das war... sehr interessant«, brach er schließlich das bedrückende Schweigen, das zwischen ihnen lastete. »Eine wahrhaft erschreckende Geschichte, Necron. Warum habt Ihr sie mir erzählt?«

Necron sah ihn eine Weile schweigend an, ehe er antwortete, und in seinen Augen stand ein Ausdruck, der DeVries' Unwohlsein noch verstärkte.

»Weil es mehr ist als eine Geschichte«, sagte er schließlich. »Es ist die Wahrheit, DeVries. Alles ist so geschehen, wie ich es Euch erzählt habe. Und noch vieles mehr –«

DeVries schluckte nervös. »Selbst... selbst wenn es so wäre«, sagte er nervös. »Warum erzählt Ihr mir all dies, Necron? Was soll ich mit Geschichten über Wesen, die seit zweihundert Millionen Jahren tot sind?«

»Nicht tot«, verbesserte ihn Necron. »Das ist nicht tot, das ewig liegt, bis daß der Tod die Zeit besiegt«, wiederholte er die letzten Worte seiner Erzählung. »Sie schlafen nur, DeVries. Sie schlafen und warten.«

»Und nun...«, begann DeVries stockend. Der Schrecken in seiner Seele

wuchs. »Was… was meint Ihr? Redet!«

»Und nun«, sagte Necron und atmete scharf und hörbar ein, »ist die Zeit des Wartens für sie vorbei, DeVries. Sie beginnen zu erwachen.«

* * *

Es wurde nahezu Mittag, ehe wir uns auf den Weg zur Miscatonic-Universität machten.

Mein neuer Weggefährte hatte mir geholfen, mein Gepäck aus dem Haus und in das wirkliche Arkham-Hotel zu schaffen, das der Ruine gegenüber auf der anderen Straßenseite lag. Und dann hatte ich das Haus zum ersten Mal so gesehen, wie es wirklich aussah: eine Ruine, seit einem Jahrzehnt oder mehr dem Verfall anheim gegeben und nur noch von Ratten und Spinnen bewohnt.

Die Treppe, über die ich nach oben gestiegen war, war an vielen Stellen durchgesackt, das Geländer zerborsten und selbst die Stufen hier und da von großen, gähnenden Löchern zerrissen. Im nachhinein kam es mir wie ein Wunder vor, daß ich mir nicht schon auf dem Weg nach oben den Hals gebrochen hatte.

Die Halle, in der ich mich eingetragen und mit dem Alten gesprochen hatte – nein, zu sprechen geglaubt hatte, denn nichts von dem, was ich gesehen und erlebt zu haben glaubte, war wirklich gewesen –, erwies sich als großer, von Trümmern und Unrat übersäter Raum. Die Decke war an einer Seite niedergebrochen, so daß der Blick ungehindert bis zu dem durchlöcherten Dachstuhl hinauf reichte.

Ein Trugbild. Alles war nichts als eine Illusion gewesen; Lüge und Täuschung, eine der zahllosen Waffen unserer Feinde.

Im nachhinein war es mir ein Rätsel, daß ich die Falle nicht erkannt hatte. Irgend jemand – oder etwas – mußte meine übermüdeten Sinne beeinflußt, meine magischen Fähigkeiten blockiert haben.

Erst im Hotel kam mir wirklich zu Bewußtsein, wie knapp ich dem Tode (oder vielleicht Schlimmerem) entronnen war. Wäre Shannon nicht im buchstäblich letzten Moment aufgetaucht, hätte mein geplantes Wiedersehen mit Howard ein vorzeitiges Ende im Grab gefunden.

Ich zog mich rasch um und ging wieder in die Halle hinunter, wo

mich Shannon bereits erwartete. Auch er hatte ein Zimmer im gleichen Haus angemietet, und als ich die Treppe hinunterging, stand er an der Rezeption und unterhielt sich mit dem Portier.

Als ich neben ihn trat, brach er mitten im Wort ab, verabschiedete sich von dem verblüfft dreinblickenden Hotelangestellten und deutete zur Straße hinaus.

»Machen wir uns auf den Weg«, sagte er. »Es ist ein gutes Stück bis zur Universität.«

Ich nickte, trat durch die gläserne Schwingtür auf den Bürgersteig hinaus und sah mich neugierig um. Die Stadt war zum Leben erwacht: da und dort hastete jemand gebückt über das Trottoir oder die Straße, ein einzelner Wagen quälte sich knarrend über das ausgefahrene Kopfsteinpflaster, und der Wind trug den klagenden Laut einer Glocke heran.

Trotzdem wirkte der Ort auf schwer zu fassende Weise gelähmt; wie in Angst.

»Haben Sie Ihren Freund gefunden?« erkundigte ich mich, als Shannon ebenfalls aus dem Hotel trat und neben mir stehenblieb.

Shannon verneinte. »Leider nicht. Er hat ein Zimmer hier im Hotel reservieren lassen, scheint aber noch nicht eingetroffen zu sein. Der Portier wußte auch nicht genau, wann er eintreffen würde.«

Ich hatte Mühe, in aller Harmlosigkeit zu nicken. Ich hatte mich unter dem falschen Namen im Hotel eingetragen und auf Shannons neugierige Fragen geantwortet, daß ich aus New York käme und einen Studienfreund hier in Arkham zu besuchen wünschte.

Er hatte mir die Geschichte geglaubt; der näselnde New Yorker Slang, den ich während des größten Teiles meiner Jugend gesprochen hatte, ging mir noch immer glatt von der Zunge. Das magische Erbe meines Vaters hat mich zudem schon immer dazu befähigt, auf Anhieb zu erkennen, ob mich mein Gegenüber belügt oder die Wahrheit spricht. Außerdem besaß ich ein manchmal schier unglaubliches Überzeugungstalent; wohl auch ein Teil meines magischen Erbes.

Howard hatte einmal bemerkt, daß er mich für fähig hielte, mich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten hochzuschwindeln. Ich war mir bis zum heutigen Tage nicht sicher, ob seine Worte wirklich so scherzhaft gemeint waren, wie sie geklungen hatten.

Im Moment war ich froh, über diese Gabe zu verfügen. Shannon hatte mir längst nicht alles über sich erzählt, und es interessierte mich doch, ein wenig mehr über einen Mann zu wissen, der behauptete, ein guter Freund von mir zu sein, und dessen Namen und Gesicht ich an diesem Morgen zum ersten Mal gehört und gesehen hatte.

Nebeneinander gingen wir los. Die Sonne war höher gestiegen und brannte auf die Hügel Neu-Englands herab, aber mir war trotzdem kalt. Ich bemerkte, daß auch Shannon die Hände in die Hosentaschen gesteckt hatte und mit angezogenen Schultern und leicht vornüber gebeugt ging, als friere er. Es war, als kröche etwas aus den Schatten heraus in unsere Seelen und ließe sie erstarren. Shannon hob immer wieder den Blick und sah sich rasch und fast gehetzt nach beiden Seiten um. Er wirkte nervös.

»Ist es weit bis zur Universität?« fragte ich; weniger aus wirklicher Neugier, als vielmehr, um überhaupt etwas zu sagen.

»Zwei, drei Meilen«, antwortete Shannon nach kurzem Überlegen. »Jedenfalls sagt das der Portier.« Er grinste. »Hoffentlich ist er nicht so bösartig wie der, an den Sie heute morgen geraten sind, Jeff.«

Ich blickte ihn mit einer Mischung aus Trauer und Betroffenheit an. »Sie glauben mir immer noch nicht, wie?«

Shannon zuckte mit den Achseln. »Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht«, antwortete er. »Sie sind... seltsam, Jeff. Normalerweise weiß ich immer sofort, mit wem ich es zu tun habe. Bei Ihnen stehe ich vor einem Rätsel.«

»Danke, gleichfalls«, erwiderte ich. »Aber trotzdem – warum lassen wir nicht das alberne Sie? Immerhin haben wir einige Gemeinsamkeiten.«

Shannon nickte. »Gerne, Jeff. Aber trotzdem: Ihre – deine – Geschichte gefällt mir nicht besonders. Wie bist du überhaupt in dieses Haus geraten?«

»Ich habe das Hotel gesucht. Wenn ich jemanden um Auskunft hätte fragen können... aber die Stadt war ja wie tot.«

Shannon lachte heiser. »Arkham ist keine... normale Stadt, weißt du?« sagte er. »Ich bin zum ersten Mal hier, aber ich habe schon viel über diese Stadt gehört. Und ihre Bewohner.«

»Und was?« erkundigte ich mich.

Shannon schwieg einen Moment, und ich spürte, daß es ihm bereits leid tat, das Thema überhaupt angeschnitten zu haben. »Dies und das«, sagte er schließlich ausweichend. »Fremde meiden die Stadt, und ihre Einwohner sind nicht beliebt. Und sie ihrerseits mögen keine Fremden.«

Er blieb plötzlich stehen und deutete nach rechts. Direkt vor uns gabelte sich die Straße in einen breiten, gut gepflasterten Fahrweg und eine schmale Nebenstraße, die nach wenigen Dutzend Schritten vor einem hölzernen Landungssteg endete. Ich hatte bisher nicht einmal bemerkt, daß wir uns dem Fluß genähert hatten.

»Der Miscatonic River«, erklärte Shannon. »Die Universität liegt am anderen Ufer, noch eine gute Meile entfernt. Aber es ist kürzer, wenn wir ihn hier bereits überschreiten. Dort unten liegt ein Boot, das jedermann benutzen darf – so lange er es in ordentlichem Zustand zurückgibt.«

Für einen Mann, der zum ersten Mal in Arkham war, wußte er eine ganze Menge, fand ich. Aber ich schwieg auch diesmal, nickte nur und folgte ihm zum Fluß hinab.

Der Miscatonic war breiter, als ich geglaubt hatte. Auf der Karte, die ich während der dreiwöchigen Schiffspassage von England nach Nordamerika studiert hatte, war er nicht mehr als ein dünner, kaum erkennbarer Strich gewesen – jetzt offenbarte er sich als gewaltiger, beinahe eine halbe Meile breiter Strom, dessen Fluten mit erstaunlicher Geschwindigkeit dahinflossen. Ein machtvolles Rauschen schlug uns entgegen, und als ich auf den Steg hinaustrat, sah ich, daß seine Oberfläche hier und da gekräuselt war; wie von Strudeln oder Felsen, die sich dicht darunter verbargen.

Ein kühler, leicht modrig riechender Hauch schlug uns von der Wasseroberfläche entgegen. Dicht neben dem Steg schaukelte ein kleines, nicht sehr vertrauenerweckendes Ruderboot auf den Wellen.

Shannon sprang ohne ein weiteres Wort in das Boot hinab. Er balancierte einen Moment lang mit gespreizten Beinen und ausgebreiteten Armen die Erschütterung aus und winkte mir grinsend, ihm zu folgen. In diesem Moment erschien er mir mehr denn je wie ein großer, fröhlicher Junge.

Und gleichzeitig spürte ich deutlicher denn je, daß sich hinter seinem mädchenhaft zarten Kindergesicht ein Geheimnis verbarg.

Vielleicht ein tödliches Geheimnis.

Ich folgte ihm – weit weniger elegant, aber dafür sicherer – nahm auf der Bank ihm gegenüber Platz und griff wortlos nach einem der beiden Ruder. Shannon ergriff das andere und löste das Haltetau.

Die Strömung erwies sich als stärker, als ich geglaubt hatte, und sofort brauchten wir unseren ganzen Atem, um das Boot vorwärts zu rudern und nicht allzuweit vom Kurs abgetrieben zu werden.

Ich war froh, nicht mit Shannon reden zu müssen. Insgeheim zerbrach ich mir bereits den Kopf darüber, wie ich verhindern konnte, daß Shannon meine wahre Identität erfuhr, sobald wir die Miscatonic-Universität erreicht hatten.

Irgend etwas sagte mir, daß es wichtig für mich war, mich Shannon gegenüber nicht zu erkennen zu geben.

Vielleicht lebenswichtig.

* * *

Shannon war verwirrt. Zum ersten Mal in seinem Leben war er einem Menschen begegnet – mit Ausnahme des Meisters selbst – den er nicht durchschauen konnte.

Er hatte es versucht, immer und immer wieder, am Morgen, während er Jeff dabei half, seine Kleider in die Koffer zu stopfen, vorher, als er bewußtlos auf dem Bett gelegen hatte, und auch hinterher, während sie nebeneinander durch die stillen Straßen Arkhams gingen.

Das Ergebnis war stets das gleiche gewesen.

Nichts.

Es war, als pralle er gegen eine unsichtbare Wand, jedesmal, wenn er versuchte, in Jeffs Geist einzutauchen, hinter seine Stirn zu sehen und zu erkennen, wer dieser Mann wirklich war.

Einen Moment lang hatte er gar geargwöhnt, daß es der sein könne, nach dem er suchen sollte. Aber dieser Gedanke war absurd, und er verwarf ihn im gleichen Moment wieder, in dem er ihm gekommen war. Jeff war viel zu jung, und die Beschreibung, die ihm der Meister gegeben hatte, war...

Auch das war etwas Sonderbares. Shannon hatte noch nie in seinem Leben etwas vergessen. Er erinnerte sich an jeden Augenblick, jedes

Wort, das er jemals mit jemandem gewechselt hatte, jedes Buch, jede Zeile, die er gelesen, ja, jeden Gedanken, den er jemals gedacht hatte. All dieses Wissen war da, bereit, daß er nach ihm griff und sich seiner bediente.

An die Beschreibung von Roderick Andaras Sohn konnte er sich nicht erinnern.

Jedesmal, wenn er es versuchte, schien eine unsichtbare Hand durch sein Denken zu fahren und das Bild fortzuwischen, als wache irgend etwas eifersüchtig über seine Gedanken und verhindere, daß sie in eine bestimmte Richtung gingen.

Aber selbst dieser Gedanke entglitt ihm, ehe er ihn richtig fassen oder auch nur wirklich mißtrauisch werden konnte.

Das Boot hatte mittlerweile die Mitte des Flusses erreicht. Die Strömung wurde stärker, und für eine Weile bedurfte es Shannons ganzer Konzentration, sich gegen die Ruder zu stemmen und der Strömung Widerstand zu leisten.

Er bemerkte die Gefahr beinahe zu spät.

Etwas Körperloses, Eisiges, schien wie kalter Wind über den Fluß zu streifen, und dann verspürte er einen scharfen Schmerz, wie einen Stich in seinen Gedanken.

Shannon fuhr auf, ließ das Ruder fahren und drehte mit einem Ruck den Kopf.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer des Miscatonic war eine Gestalt erschienen. Der Mann war zu weit entfernt, als daß Shannon Einzelheiten erkennen konnte, aber er schien auf erschreckende Weise düster und bedrohlich. An seinem Kopf war etwas Helles, das Shannon nicht genau identifizieren konnte, das ihn aber vage an etwas erinnerte.

Shannon hob die Hand, murmelte ein Wort der MACHT und schloß für eine halbe Sekunde die Augen.

Als er die Lider wieder hob, hatte sich die Welt vor ihm verändert. Sie war zu einem schwarzweißen Negativbild geworden, durchzogen von grauen, pulsierenden Linien wie in einem gigantischen Spinnennetz. Hier und da ballten sich diese Linien, bildeten Knoten und pulsierende graue Nester – und eines dieser Machtzentren lag direkt über dem Fremden mit dem sonderbar hellen Haar!

Plötzlich fiel Shannon auf, wie viele der grauen Schattenlinien von der Gestalt des Fremden aus direkt ins Wasser liefen.

Aber die Erkenntnis kam zu spät.

Tief unter dem kleinen Boot erwachte ein mächtiger Schatten. Shannons warnender Schrei ging im Krachen splitternden Holzes unter, als das Boot von einer unsichtbaren Faust getroffen und in Stücke geschlagen wurde.

* * *

Schon den ganzen Tag über hatte Howard eine sonderbare Unruhe verspürt, eine Art von Sorge, das Empfinden einer nur vage fühlbaren Gefahr, die es ihm unmöglich machte, sich auf eine bestimmte Sache zu konzentrieren.

Selbst jetzt, während er Professor Lengley zuhörte (oder es wenigstens versuchte), wühlte und grub eine starke Unruhe in ihm. Die Worte des grauhaarigen kleinen Professors entglitten ihm immer wieder, und er ertappte sich ein paarmal dabei, zu nicken oder zu antworten, ohne überhaupt verstanden zu haben, was Lengley gesagt hatte.

Schließlich hielt Lengley in seiner Rede inne, schüttelte den Kopf und begann sich eine Pfeife zu stopfen. Umständlich nahm er sich Feuer, sog am Mundstück, bis der Tabak im Kopf der geschnitzten Bruyere-Pfeife wie ein kleiner roter Vulkan aufleuchtete, und blies eine dicke Rauchwolke durch die Nase aus.

»Sie sind unaufmerksam, mein Freund«, sagte er. »Ich frage mich, ob Sie etwas bedrückt.«

Howard sah mit einem fast schuldbewußten Lächeln auf und blickte einen Moment an Lengley vorbei aus dem Fenster. Es war fast Mittag. Von hier, aus der Wärme und Sicherheit von Lengleys kleinem Studierzimmer hoch unter dem Dach des Hauptgebäudes der Miscatonic-Universität betrachtet, wirkte das sanft gewellte Wald- und Hügelland täuschend friedlich.

Aber Howard glaubte die Bedrohung zu fühlen, die sich hinter der Fassade von Ruhe und Beschaulichkeit verbarg.

»Ich... bin nur ein wenig ungeduldig«, antwortete er auf Lengleys Frage.

»Wegen Ihres jungen Freundes?« Lengley nahm die Pfeife aus dem Mund, lächelte und lehnte sich kopfschüttelnd zurück.

»Er wollte schon gestern abend hier sein«, antwortete Howard. »In dem Telegramm, das er mir geschickt hat, hat er extra darum gebeten, das Zimmer schon für die vergangene Nacht zu reservieren.«

»Er ist jung«, sagte Lengley, als wäre dies schon Antwort genug. »Und ein halber Tag Verspätung ist nicht viel für ein so großes Land wie unseres.«

Howard nickte. Natürlich hatte Lengley recht – es gab tausend Gründe, die für Roberts Verspätung verantwortlich sein konnten, und keiner davon war gefährlich.

Und trotzdem glaubte er zu spüren, daß da noch etwas anderes war… Er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Das Gefühl von Unsicherheit und Verwirrung wurde immer stärker. Er hatte einfach das Gefühl, etwas tun zu müssen.

Aber er wußte nicht, was.

»Warum verschieben wir unsere Unterhaltung nicht auf den Abend?« schlug Lengley plötzlich vor. »Sie könnten nach Arkham gehen und sich nach Ihrem Freund erkundigen. So wie die Dinge stehen, ist es vielleicht ohnehin besser, wenn er an unserem Gespräch teilnimmt.« Er lächelte, klopfte seine Pfeife aus und erhob sich.

Auch Howard stand auf und verließ das Zimmer.

Einen Moment überlegte er ernsthaft, ob er tatsächlich einen Wagen nehmen und nach Arkham fahren sollte, verwarf den Gedanken aber sofort wieder. Robert würde sich melden, sobald er die Stadt erreicht hatte, daran zweifelte er nicht. Das Telegramm, das er ihm vor zweieinhalb Monaten nach London geschickt hatte, war dringend genug gewesen.

Howard begann ziellos durch die scheinbar endlosen, verwinkelten Gänge und Korridore des Universitätsgebäudes zu wandern. Jetzt, am Sonntag, war das Haus bis auf einige Unermüdliche verwaist und leer, und seine Schritte schienen lauter und hallender als normal von den Wänden widerzuhallen.

Selbst er, der diese Universität nun schon seit so vielen Jahren kannte und regelmäßig besuchte, hatte sich noch nicht vollends an den düsteren, irgendwie an Alter und Verfall erinnernden Hauch gewöhnt,

der seinen Mauern innewohnte. Ganz egal, ob die Sonne schien oder Dunkelheit herrschte – den Gebäuden schien stets eine Atmosphäre von Gruft und Alter anzuhaften. Selbst die große, sonnenbeschienene Empfangshalle erinnerte an einen Friedhof.

Die Miscatonic-Universität war nicht groß, und es war eine besondere Art von Studenten, die an ihr lernten, so wie ihre Professoren und Dozenten einem ganz bestimmten Menschenschlag angehörten. Die meisten Fremden, die hierher kamen, begannen sich schon nach kurzem unwohl zu fühlen und gingen früher oder später wieder.

Aber vielleicht war das auch gut so. Denn nicht alles, was an der Universität gelehrt wurde, stand auf den offiziellen Lehrplänen der Regierung. Drei oder vier der Fächer hatten – gelinde ausgedrückt – ein ziemlich starkes Befremden bei den offiziellen Stellen ausgelöst.

Howards Schritte führten ihn – ohne daß er sich dessen selbst bewußt war – in einen kleinen, abseits gelegenen Flur im hinteren Teil des Gebäudes. Erst als er vor einer großen, geschlossenen Tür aus geschnitztem Holz stand, schrak er auf, sah sich verwirrt um und streckte schließlich die Hand nach der Klinke aus.

Der Raum hinter der Tür war erstaunlich groß und in graue Dämmerung gehüllt. Vor den Fenstern hingen schwere, samtene Vorhänge, die nur schmale Streifen flackernder Helligkeit hereinließen. Die Einrichtung – die zum großen Teil aus deckenhohen, bis zum Bersten gefüllten Bücherregalen und -schränken bestand – war nur als schwarzer Schatten zu erkennen.

Howard schob die Tür hinter sich ins Schloß, lehnte sich dagegen und sah sich unschlüssig um. Er war nicht sicher, ob es wirklich Zufall gewesen war, daß er seine Schritte hierher gelenkt hatte. Dieser Raum war so etwas wie das Allerheiligste der Universität. Die dicht an dicht stehenden Regale und Vitrinen beherbergten die wahrscheinlich größte Sammlung okkulter und zum Teil sogar verbotener Bücher, die es in diesem Teil der Welt gab.

Und der Stahlschrank, der sich hinter einem der Regale verbarg, barg noch andere Dinge; Dinge, an die er lieber nicht dachte.

Zögernd löste sich Howard von seinem Platz, ging ein paar Schritte in den Raum hinein und sah sich unschlüssig um. Nein, er glaubte jetzt wirklich nicht mehr, daß er durch eine Laune des Zufalls hierhergekommen war. Vielmehr hatte er plötzlich das Gefühl, von irgend etwas gerufen worden zu sein...

Plötzlich glaubte er eine Bewegung zu erkennen. Es war nichts Konkretes, sondern nur ein rasches Huschen und Wirbeln, als hätten sich die Schatten bewegt, aber es war auch zu deutlich gewesen, um eine Täuschung zu sein.

Howard ging zögernd in die Richtung, in der er die Bewegung gesehen hatte, und blieb abermals stehen. An diesem Teil der Wände befanden sich alte, in kostbare Goldrahmen gefaßte Bilder, die historische Persönlichkeiten, aber auch Honoratioren und Förderer der Universität zeigten.

Eines davon bildete einen vielleicht fünfzigjährigen, schlank gewachsenen Mann ab. Er war elegant gekleidet und trug einen schmalen Spazierstock in den Händen, dessen großer Knauf aus einer Art Kristall zu bestehen schien. Sein Gesicht war schmal, fast asketisch, und um den Mund, der von einem scharf ausrasierten Kinnbart eingefaßt war, lag ein entschlossener, beinahe verbitterter Zug. Seine Augenbrauen waren schmal und eckig, was ihm einen Hauch von Düsternis verlieh, und über seinem rechten Auge war eine breite Strähne seines Haares schlohweiß geworden, eine Strähne in der Form eines gezackten, nach hinten dünner werdenden Blitzes, die bis über den Scheitel hinaufreichte.

Roderick Andara... dachte Howard. Wie oft hatte er schon hier gestanden und das Bild seines Freundes angeblickt in den elf Monaten, die er nun in der Universität weilte? Wie oft hatte er mit dem Bild geredet, ihm seine Sorgen und Nöte anvertraut, so, wie er es früher bei Roderick gekonnt hatte? Jetzt war Andara tot, schon seit über zwei Jahren, und alles, was Howard von dem einzigen Freund geblieben war, war dieses Bild. Dieses Bild – und ein Junge von fünfundzwanzig Jahren, der die Macht seines Vaters geerbt hatte: Robert Craven. Die Nachricht von Rodericks Tod hatte Howard erschüttert wie der Verlust eines Bruders. Der, der ihm diese Nachricht gebracht hatte, war Andaras Sohn gewesen, der Erbe seiner magischen Macht... Und etwas von dem, was Howard mit Roderick verloren hatte, war in seinem Sohn zu ihm zurückgekehrt. Der Meister war tot, aber der Hexer lebte weiter. Es würde lange dauern, bis Robert Craven sein Erbe so weit entwickelt hatte, daß er an die Fähigkeiten seines Vaters heranreichte, aber Howard spürte, daß er es schaffen würde. Er war jung und ungeduldig und verstand vieles nicht, aber er würde lernen. Und er, Howard, würde ihm dabei helfen, so gut er nur konnte.

Und nicht nur, weil er es seinem Vater schuldig war.

Länger als fünf Minuten stand er so reglos da, blickte das großformatige Ölgemälde an und schwieg. Dann seufzte er, senkte den Blick und wollte sich abwenden.

Als er die Drehung halb beendet hatte, sah er die Bewegung erneut. Und diesmal sah er auch, woher sie kam – nämlich direkt aus dem Bild Andaras!

Es war nicht mehr als ein rasches Verbiegen und Wogen der Wirklichkeit, ein Zucken, als betrachte er das gemalte Gesicht des Hexers für einen Moment durch klares, schnell fließendes Wasser hindurch. Aber es war da, deutlich und sichtbar.

Und dann hörte er die Stimme...

Es war nur ein körperloses Flüstern, ein Wispern wie das Rascheln des Windes in den Baumwipfeln, aber es erklang direkt in seinen Gedanken, und es waren die Worte, die ihn erstarren ließen, nicht die Art, in der sie zu ihm gesprochen wurden.

Howard, flüsterte die Geisterstimme, du mußt Robert helfen! Er ist in Gefahr! In großer Gefahr!

Howard erstarrte. Noch einmal zuckte und wogte die Wirklichkeit vor ihm, dann erlosch der bizarre Effekt, und das Bild erstarrte wieder zu Bewegungslosigkeit.

Aber der Ausdruck in den gemalten Augen Roderick Andaras hatte sich verändert und wirkte jetzt erschrocken, beinahe voller Angst.

Plötzlich hörte Howard die Stimme noch einmal, und diesmal schwang ein fast panischer Ton darin mit, ein Ton so voller Angst und Furcht, daß Howard ein rasches, eisiges Frösteln verspürte.

Hilf ihm, Howard! flehte die Stimme. Mein Sohn ist in Gefahr, aber ich bin nicht stark genug, ihn allein retten zu können. Ich flehe dich an, hilf ihm! HILF MEINEM SOHN!

Howard starrte das Bild noch eine halbe Sekunde lang an, dann fuhr er herum, riß die Tür auf und stürmte mit weit ausgreifenden Schritten aus dem Gebäude.

* * *

Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich Shannons Stimme zu

hören, die irgend etwas schrie, dann traf eine unsichtbare Titanenfaust das Boot, hob es zehn, fünfzehn Fuß weit in die Höhe und zermalmte es.

Der Fluß schien zu explodieren. Ich fühlte mich hochgerissen und herumgewirbelt, fünf, zehn Meter weit fast waagrecht durch die Luft geschleudert und dann mit mörderischer Kraft in den Fluß zurückgeworfen. Das Wasser verwandelte sich durch die schiere Wucht meines Sturzes in eine Glasscheibe, aber die gleiche Titanenfaust, die das Boot gepackt und mich davongeschleudert hatte, hämmerte mich jetzt hindurch und preßte mich tief unter Wasser. Ich bekam Wasser in die Luftröhre und begann zu würgen. Noch immer wurde ich herumgewirbelt, und noch immer preßte mich der Sog weiter unter Wasser. Rings um mich herum tanzte der Fluß, kochendes graues Wasser und sprudelnder Schaum, und vor meinen Augen begannen rote Ringe zu tanzen. Meine Lungen brannten, und eine unsichtbare Gewalt legte sich wie ein stählerner Reif um meine Brust und zog sich erbarmungslos zusammen.

Ich mußte mich konzentrieren, mußte dieses wirbelnde Chaos unter meine Kontrolle bekommen! Und ich mußte an die Oberfläche! Mit Armen und Beinen fing ich die irrsinnige Kreiselbewegung, in die mich der Sog gezwungen hatte, für einen Moment auf und sah die Wasseroberfläche wie einen tanzenden silbernen Himmel eine Armeslänge über mir.

Mit aller Kraft stieß ich mich ab, durchbrach den Fluß und schnappte nach Luft.

Der erste Atemzug füllte meine Lungen mit köstlichem, süßem Sauerstoff und sprengte die tödliche Klammer, die sich um meine Rippen gelegt hatte.

Der zweite spülte brackiges Wasser in meinen Mund.

Erneut wurde ich unter Wasser gedrückt, kämpfte mich wieder hoch und spie Wasser aus. Eine neue Welle spülte schäumend heran, aber diesmal registrierte ich die Gefahr rechtzeitig.

Ich schloß die Augen und konzentrierte mich. Im gleichen Augenblick glaubte ich, mein Gehirn würde zerspringen. Ich weiß nicht, womit ich gerechnet hatte – jedenfalls nicht mit dieser Kraft, die nun in mich überströmte. Das konnten unmöglich meine magischen Fähigkeiten sein! Doch ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Woher diese Kraft auch kommen mochte – ich konnte sie anwenden!

Mentale Schläge drückten die Wellen rings um mich nieder. Plötzlich schwamm ich in ruhigem Wasser. Doch die Konzentration fiel mir unendlich schwer. Wie lange würde ich das magische Feld aufrechterhalten können?

Mühsam öffnete ich die Augen.

Der Anblick ließ mich aufstöhnen.

Das Boot war verschwunden, und etwa drei Fuß rings um mich herum schien der Miscatonic zu kochen wie ein sprudelnder Höllenpfuhl. Eine unablässige Folge lautloser Explosionen ließ seine Oberfläche immer und immer wieder aufbrechen, schleuderte zehn, zwanzig Meter hohe Geysire aus schäumendem Wasser in die Luft und riß Löcher in die Flußoberfläche, brüllende Strudel, die sich mit irrsinniger Geschwindigkeit drehten, bis sie nach Sekunden von den zusammenschlagenden Wassermassen geschlossen wurden. Da und dort barsten faustgroße Blasen im Fluß, und der Wind trug einen warmen, stickigen Hauch mit sich, der mir bewies, daß der Miscatonic nicht nur scheinbar kochte.

Der bizarre Effekt war auf einen relativ kleinen Bereich beschränkt – ein grob kreisförmiges Gebiet von vielleicht fünfzig Metern Durchmesser, an dessen äußerer Peripherie ich mich befand. Das und mein Schutzfeld waren wahrscheinlich die einzigen Gründe, aus denen ich noch lebte. Im Zentrum dieses sprudelnden Höllenpfuhls kochte das Wasser und spie grauen Dampf aus, und selbst in meiner unmittelbaren Nähe wurde der Miscatonic trotz des Feldes bereits merklich wärmer.

Wieder mußte ich mir eingestehen, daß meine magischen Fähigkeiten längst noch nicht ausreichten, einem solchen Angriff zu begegnen.

Ich warf mich auf den Rücken, schwamm mit ein paar hastigen Stößen aus der unmittelbaren Gefahrenzone und hielt nach Shannon Ausschau. Alles war so unglaublich schnell gegangen, daß ich bisher nicht einmal Zeit gefunden hatte, auch nur an ihn zu denken.

Aber von dem Jungen war keine Spur zu entdecken.

Die Strömung begann sich allmählich stärker bemerkbar zu machen und schob mich wie eine sanfte, aber kraftvolle Hand wieder auf den kreisförmigen Bereich sprudelnden Wassers zurück. Ich stemmte mich dagegen und versuchte verzweifelt, irgendein Lebenszeichen meines Retters zu gewahren. Da und dort tanzten zerborstene Planken und Holzsplitter auf den Wellen – alles, was von unserem Boot geblieben

war –, aber Shannon schien von den Fluten des Miscatonic verschlungen worden zu sein.

Plötzlich drang ein Laut durch das Crescendo des tobenden Flusses zu mir, ein Geräusch wie ein Schrei. Ich ballte die Fäuste, steigerte meine Konzentration noch… und schaffte es tatsächlich, mich ein gutes Stück aus dem Wasser herauszuheben.

Und dann sah ich Shannon!

Er war keine dreißig Meter von mir entfernt, aber er hätte genausogut auf dem Mond sein können.

Denn er befand sich genau im Zentrum der schäumenden Wassermassen, dort, wo der Fluß noch immer tobte und das Wasser zischend zu Dampf und Nebel verkochte!

Er lebte, warf sich verzweifelt hin und her und schlug mit den Armen um sich, als kämpfe er gegen unsichtbare Fesseln an, aber ich zweifelte nicht daran, daß ich seinem Todeskampf zusah. Die Temperatur des Miscatonic mußte da, wo er sich befand, weit über dem Siedepunkt liegen, und ich sah, daß sich sein Körper immer wieder wie in Krämpfen wand.

Und dann hörte ich seine Stimme!

Er schrie, gellend und in höchster Todesangst, stieß unmodulierte, fürchterliche Töne und Laute aus – und brüllte dazwischen immer und immer wieder meinen Namen!

»Jeff!« schrie er. »Hilf mir! So hilf mir doch!«

Es waren Schreie, wie ich sie niemals zuvor in meinem Leben gehört hatte.

Eine endlose Sekunde blieb ich, wo ich war, und starrte den tobenden Hexenkessel vor mir an.

Meine magischen Kräfte waren fast erschöpft. Das Kraftfeld konnte ich noch aufrechterhalten, aber ich mußte ins kochende Wasser zurück. Langsam ließ ich meinen Körper wieder sinken, tauchte ein und – kraulte los, so schnell ich konnte.

Direkt in den Kreis aus brodelndem Wasser hinein.

Der Fluß zog und zerrte mit unsichtbaren Händen an mir, die

Strömung schlug wie mit Fäusten auf mich ein, und der wirbelnde Sog wollte mich abermals ergreifen und in die Tiefe zerren. Das Wasser wurde warm, dann heiß, aber der magische Schirm schützte mich. Ich schwamm weiter, keuchend vor körperlicher und geistiger Anstrengung.

Rings um mich herum siedete das Wasser, und aus der Tiefe stiegen immer wieder sprudelnde Ströme noch heißeren Wassers auf, als wäre auf dem Grund des Miscatonic ein Vulkan ausgebrochen. Der heiße Dampf verbrühte fast mein Gesicht und schnitt wie flüssiges Feuer in meine Lungen, wenn ich atmete, aber ich kämpfte mich weiter, stemmte mich gegen die unsichtbaren Hände, die mich zurückstoßen wollten.

Und dann... brach der magische Schirm! Das siedende Wasser stürzte auf mich ein, der Sog zerrte mich nach unten. Das ist das Ende! durchfuhr es mich, während ich herumgewirbelt wurde, immer und immer wieder.

Mit einem winzigen, klar gebliebenen Teil meines Denkens begriff ich endlich, daß ich längst hätte tot sein müssen. Das Wasser, in dem ich schwamm, hatte den Siedepunkt erreicht, und die Schläge, die mir der Fluß versetzte, waren die gleichen, die zuvor unser Boot zerschmettert hatten. Irgend etwas schützte mich noch. Nicht meine Kraft, sondern...

Aber ich hatte nicht die Zeit, den Gedanken weiter zu verfolgen. In meinen Ohren gellten noch immer Shannons verzweifelte Hilferufe, vielleicht nur noch eingebildet, denn er mußte längst tot sein, verbrüht und zerschmettert von den Gewalten, die rings um uns in den Wassern tobten. Aber ich schwamm weiter, kämpfte mich zäh und halb blind vor Schmerz weiter und auf die Stelle zu, an der er sein mußte.

Dann sah ich ihn.

Er lebte noch, aber seine Bewegungen waren bereits merklich schwächer geworden, und sein Gesicht und seine Hände schienen eine einzige, fürchterliche Brandwunde zu sein.

Mit einer letzten Anstrengung warf ich mich vor, schrie seinen Namen und streckte die Hände nach ihm aus.

Eine unsichtbare Faust traf mich, schleuderte mich zurück und drückte mich mit grausamer Kraft in den Fluß. Ich schluckte Wasser, kämpfte mich wieder an die Oberfläche und rang keuchend nach Luft.

Direkt vor mir spritzte der Fluß auseinander, als hätte ihn ein titanischer Hammerschlag getroffen. Die Druckwelle schleuderte mich weiter zurück, weiter fort von Shannon, und wieder dauerte es Sekunden, ehe ich mich an die Oberfläche gerungen und wieder Luft bekommen hatte.

Aber ich gab nicht auf. Mit aller Kraft, die ich noch aufbringen konnte, konzentrierte ich mich wieder, schuf in dem tobenden Chaos, das in meinen Gedanken herrschte, eine winzige Insel der Ruhe –

und fühlte.

Nicht nur der Fluß tobte. Die Luft über dem brodelnden Wasser war erfüllt von einem unsichtbaren Gewitter tobender, magischer Energien. Was ich erlebte, war keine Naturkatastrophe, sondern ein Angriff mit magischen Mitteln, eine Attacke von Kräften, die unsichtbar und unbegreiflich und tödlich waren!

Für einen winzigen Moment glaubte ich ein gewaltiges, pulsierendes Netz aus grauen Fäden zu erkennen, das sich über und im Fluß spannte.

Ich warf mich wieder nach vorne und schwamm erneut auf Shannon los. Als ich ihn erreichte, kam der nächste Angriff. Diesmal aber war ich vorbereitet. Ich schloß die Augen und konzentrierte mich mit aller Macht darauf, den Angriff abzulenken, den Schutzschild über mir und Shannon zu errichten.

Wieder fuhr ein heißer, jäher Schmerz durch mein Gehirn, dann fühlte ich ein sanftes, irgendwie körperloses Beben und Vibrieren, und Sekunden darauf zerbarst die Wasseroberfläche unter einem weiteren gigantischen Hieb.

Aber nicht mehr vor mir, sondern sechzig, achtzig Meter entfernt, weit außerhalb des Kreises aus brodelndem Wasser! Ich hatte es geschafft – der Schild hatte den Angriff abgelenkt!

Shannons Bewegungen hatten fast aufgehört. Sein Gesicht war von Schmerz und Anstrengung verzerrt, aber sein Blick war sonderbar leer. Er sah mich an, aber er reagierte nicht, als ich seinen Namen schrie und die Hand ausstreckte. Dann fiel er nach hinten und begann unterzugehen.

Ich warf mich nach vorne, atmete tief ein und tauchte hinter ihm her.

Sein Körper zeichnete sich als dunkler Schatten unter mir ab, wie eine

Gliederpuppe, die haltlos in der Strömung treibt. Er sank, viel schneller, als es normal war, fast, als würde ihn etwas in die Tiefe zerren, und aus seinem offenstehenden Mund stieg Luft in glitzernden Blasen.

Ich bekam seinen Arm zu fassen und kämpfte mich wieder zur Oberfläche empor.

Aber die gleiche Kraft, die Shannon in die Tiefe gezerrt hatte, versuchte mich nun am Auftauchen zu hindern. Unsichtbare Hände zerrten an meinen Beinen, rissen und zogen an Shannons Körper und versuchten ihn meinem Griff zu entwinden.

Und dann, ganz plötzlich, ließ der Druck nach. Ich schoß regelrecht nach oben, durchbrach die Wasseroberfläche und zog Shannons reglosen Körper mit mir.

Das Wasser hatte aufgehört zu kochen, und der bizarre Amoklauf des Miscatonic hatte uns auf weniger als fünfzig Meter an sein jenseitiges Ufer getrieben.

Ich war völlig entkräftet, als ich das Ufer erreichte. Mit letzter Anstrengung kroch ich auf den schmalen Sandstreifen hinauf. Ich zerrte Shannon, der plötzlich Tonnen zu wiegen schien, so weit aus dem Fluß, daß sein Gesicht und Oberkörper aus dem Wasser waren, und brach vollends zusammen.

Minutenlang lag ich reglos und mit pfeifenden Lungen da, rang nach Atem und kämpfte gegen die schwarze Woge an, die meine Gedanken verschlingen wollte. Schließlich stemmte ich mich wankend auf Hände und Knie hoch, wandte mich um und sah aus tränenden Augen zu Shannon hinüber.

Er lag noch genauso da, wie ich ihn zurückgelassen hatte: verkrümmt, das Gesicht halb im feuchten Sand vergraben, Arme und Beine in grotesken Winkeln abgespreizt und mit geschlossenen Augen. Was sich verändert hatte, war das Ufer selbst.

Der Anblick war grauenhaft und faszinierend zugleich. Der Sand, auf dem Shannon lag, schien auf bizarre Weise zum Leben erwacht zu sein. Kleine Strudel und Wellen liefen durch seine Oberfläche, winzige, zuckende Bewegungen, als huschten Käfer oder Ameisen unter dem Sand entlang. Der Boden zuckte, wand und bog sich, klaffte zu winzigen, fingerbreiten Spalten und Rissen auseinander... und barst rings um Shannons Kopf auseinander.

Dann begann er einzusinken.

Als wäre unter dem Sand eine Höhle, die plötzlich einstürzte, bildete sich unter Shannons Gesicht ein flacher, kreisförmiger Krater, an zwei Stellen durch dünne Kanäle mit dem Fluß verbunden, so daß das Wasser sprudelnd hineinströmte.

Als ich aus meiner Erstarrung erwachte, war Shannons Gesicht schon halb unter Wasser, und die Fluten des Miscatonic begannen seinen Mund zu füllen.

Ich schrie auf, warf mich nach vorne und zerrte ihn in die Höhe und ein Stück vom Fluß weg.

Wenigstens wollte ich es.

Irgend etwas hielt ihn fest. Ich bekam seinen Kopf aus dem Wasser heraus, aber sein Körper rührte sich nicht, sondern blieb unverrückbar im Fluß, als hielten ihn unsichtbare Arme fest.

Meine Gedanken überschlugen sich. Der Krater, der sich unter Shannons Gesicht gebildet hatte, wuchs rasend schnell. Schon lag sein ganzer Oberkörper in einer flachen, aber rasch tiefer werdenden Pfütze, und auch unter meinen Knien begann der Sand zu knistern und einzusinken. Der Fluß holte sich sein Opfer zurück!

Ich sprang auf, legte Shannon so hin, daß sein Gesicht wenigstens noch für Augenblicke über Wasser blieb, und sprang mit einem Satz in den Fluß. Meine Hände tasteten an seinem Leib entlang, fanden seine Beine, glitten tiefer – und stießen auf ein Hindernis!

Shannons Beine waren bis über die Waden hinauf im Morast des Flußgrundes versunken! Und noch während ich fassungslos dastand, ging ein sanfter Ruck durch seinen Leib, und sein rechtes Knie glitt in den Boden. Der Fluß saugte ihn auf, zerrte ihn wie tödlicher Sumpf in die Tiefe hinab!

Mit einem Schrei fiel ich auf die Knie und begann zu graben, schaufelte und hieb den Schlamm des Flußgrundes zur Seite.

Laß es, Robert

Eine endlose, quälende Sekunde lang blieb ich wie versteinert sitzen, gelähmt von der Stimme und den Worten. Sie waren direkt in meinen Gedanken erklungen, lautlos und wispernd wie ein Ruf aus dem Jenseits, aber das war es nicht, was mich erstarren ließ.

Es war die Tatsache, daß ich diese Stimme kannte.

Laß es, Robert, sagte sie noch einmal. Du kannst ihn nicht retten.

Langsam, mit einer erzwungen ruhigen, fast verkrampften Bewegung, wandte ich mich um und sah zum Ufer zurück.

Wenige Schritte über mir stand ein Mann. Sein Körper wirkte sonderbar düster und bedrohlich gegen den grellen Hintergrund der Sonne, zugleich aber auch beinahe transparent und flackernd, als wäre er nur ein Schatten. So, wie er stand, konnte ich sein Gesicht nicht erkennen, aber das war auch nicht nötig.

Ich wußte, daß seine Züge den meinen stark ähnelten; daß er das gleiche, scharf geschnittene Gesicht hatte wie ich, den gleichen penibel gestutzten Kinnbart und die gleichen dunklen, manchmal stechend wirkenden Augen.

Wenn ich mir die Farbe aus dem Haar wusch, mit der ich mich eigens für diese Reise getarnt hatte, würde ich sogar die gleiche, gezackte weiße Haarsträhne über der rechten Braue haben, denn abgesehen von dreißig Jahren Altersunterschied ähnelte ich dem Mann wie ein Zwilling dem anderen.

Oder wie ein Sohn seinem Vater.

Denn der Mann, der vor mir stand, war mein Vater.

Roderick Andara. Mein Vater, den ich erst vor zwei Jahren kennengelernt hatte.

Und der kurz darauf in meinen Armen gestorben war.

* * *

»Er hat versagt!«

DeVries' Stimme zitterte vor Wut, und sein Gesicht, das normalerweise blaß und immer irgendwie krank aussah, hatte sich vor Zorn gerötet. Seine Rechte lag auf dem kreuzförmigen Griff des Schwertes, das er am Gürtel trug. Necron hatte den sicheren Eindruck, daß der dunkelhaarige Flame sich nur mit Mühe beherrschte. Instinktiv spannte er sich und bereitete sich auf einen möglichen Angriff vor. Nicht, daß er wirklich damit rechnete; DeVries wußte sehr gut, daß Necron mit weltlichen Waffen so gut wie nicht zu verletzen und schon

gar nicht zu töten war. Und daß allein ein solcher Versuch sein sicheres Todesurteil gewesen wäre.

Aber DeVries war von Sinnen vor Zorn.

»Er hat versagt, Necron!« zischte er noch einmal. »Ihr habt versagt. Er hätte ihn töten können, und statt dessen hat er Craven das Leben gerettet! Ist das die Art, in der Ihr Eure Absprachen haltet, Necron?«

Necron hielt DeVries' Blick gelassen stand. »Ihr wißt, was geschehen ist?« fragte er in interessiertem Tonfall. »Woher?«

»Woher, spielt keine Rolle!« zischte DeVries.

»Dann wißt Ihr auch, daß Shannon nicht für seinen Fehler verantwortlich zu machen ist«, entgegnete Necron ruhig. »Er wurde getäuscht. Craven steht unter dem Schutz mächtiger magischer Kräfte.«

»Die gerade dabei sind, ihn umzubringen, ja«, schnappte DeVries gehässig. »Was bedeutete das alles, Necron? Welches Spiel versucht Ihr mit mir zu spielen?«

»Spiel?« Necrons linke Augenbraue rutschte ein Stück seine Stirn hinauf. »So... würde ich es nicht bezeichnen«, sagte er gedehnt.

DeVries machte eine zornige Handbewegung. »Es ist mir völlig egal, welche Worte Ihr dafür findet, alter Mann«, sagte er böse. »Ihr könnt die Worte verdrehen, aber nicht die Tatsachen. Was geschieht hier? Ich bin mit einem ehrlichen Angebot zu Euch gekommen, aber ich habe allmählich das Gefühl, daß Ihr vorhabt, uns zu hintergehen. Treibt es nicht zu weit, Necron!«

»Hintergehen?« Necron seufzte. »Ich wüßte nicht, wie, mein Freund. Ihr habt euren Teil der Abmachung gehalten und uns den Erben des Magiers gebracht. Was wir mit ihm tun, ist unsere Sache.«

»O nein«, erwiderte DeVries gereizt. »Das ist es nicht. Das Abkommen lautete, daß Ihr Craven zu vernichten habt. Erst, wenn das geschehen ist, gilt unser Pakt. Oder habt Ihr es Euch anders überlegt?«

»Keineswegs«, antwortete Necron kalt. »Aber vielleicht erweitere ich meine Forderung und verlange noch Euren Kopf dazu, DeVries. Ich glaube nicht, daß Ihr wichtig genug seid, um nicht geopfert werden zu können.« Plötzlich wurde seine Stimme schneidend. »Ihr seid hier in meinem Haus, DeVries. Überlegt Euch lieber zweimal, ob Ihr mich

beleidigen wollt oder nicht. Mein Wort gilt, und das wißt Ihr! Also hütet Eure Zunge, wenn Ihr nicht Gefahr laufen wollt, sie zu verlieren.«

DeVries erstarrte für einen Moment, und in die Zornesröte auf seinem Gesicht mischte sich ein Ausdruck von Schrecken. Dann flammten seine Augen in noch größerer Wut auf. »Ihr droht mir?« keuchte er. »Ihr wagt es, mir zu drohen, alter Mann?«

»Nein«, erwiderte Necron gelassen. »Ich zeige nur Möglichkeiten auf, DeVries. Seht Ihr – Ihr seid nicht der einzige, der in der Lage ist, sich Informationen zu verschaffen. Ich muß gestehen, daß Ihr mich in Erstaunen versetzt, so rasch über Shannons Schicksal Bescheid zu wissen. Aber auch ich habe mir Gedanken gemacht, wißt Ihr?«

»So?« machte DeVries. Mit einem Male wirkte er nervös.

Necron nickte erneut. »Es sind nur Überlegungen, aber Euer Zorn läßt mich gewisse Dinge in einem anderen Licht sehen als noch gestern. Ich frage mich zum Beispiel, warum es für Euch so wichtig ist, Robert Craven tot zu sehen.«

»Er ist –«, begann DeVries, wurde aber sofort wieder von Necron unterbrochen, der eine ungeduldige Geste machte.

»Er ist der Sohn Roderick Andaras, des Mannes, der am Untergang unseres Ordens die Schuld trägt und dessen Sippe zu vernichten wir geschworen haben«, sagte Necron in sonderbar hastigem, leierndem Ton, als bete er eine längst sinnlos gewordene Formel herunter. »Ich weiß das alles, DeVries – besser als Ihr. Ich frage mich nur, was er Euch getan hat.«

DeVries preßte die Lippen zusammen und schwieg, und Necron fuhr nach einer Weile fort.

»Vielleicht ist er aber auch gar nicht so bedeutungslos für Euch, wie Ihr bisher getan habt«, sagte er nachdenklich. »Wie gesagt – es sind nur Überlegungen, aber warum führen wir den Gedanken nicht einfach zu Ende – nur so zum Spaß?«

Er lächelte dünn, lehnte sich zurück und sah DeVries aus brennenden Augen an. »Möglicherweise, DeVries, ist es auch nicht Craven, sondern jemand, der sich in seiner Nähe aufhält, gerade jetzt in diesem Moment. Möglicherweise – nur möglicherweise – seid Ihr genauso am Tod dieses Jemand interessiert wie wir an dem Cravens. Und möglicherweise ist es Euch unmöglich, ihn zu vernichten, solange

Craven am Leben ist und ihn mit seinem magischen Erbe schützt.«

DeVries schnaubte. »Unsinn«, sagte er.

Aber Necron ließ sich nicht beirren, sondern sprach ungerührt weiter: »Wäre es so, DeVries, mußte ich mein Angebot in der Tat noch einmal überdenken. Denn dann wärt nicht Ihr es, der uns einen Dienst erwiese, sondern es wäre gerade umgekehrt. Seht Ihr das ein?«

DeVries ballte zornig die Fäuste. »Das ist –«

»Nur ein Gedankenspiel«, unterbrach ihn Necron ruhig. »Warum erregt Ihr Euch so, DeVries?«

Der Flame starrte ihn an, atmete hörbar ein und biß sich nervös auf die Unterlippe. »Ich weiß nicht, worauf Ihr hinauswollt, alter Mann«, sagte er wütend. »Aber ich werde diese Demütigung nicht vergessen. Mein Wort darauf.«

»Das ist gut«, antwortete Necron. »Denn auch ich werde nicht vergessen, was geschehen ist. Und nun geht, DeVries. Geht in Eure Kammer und wartet dort, bis ich Euch rufen lasse, um Euch meine Entscheidung mitzuteilen.«

DeVries wollte auffahren, aber Necron schnitt ihm mit einer zornigen Handbewegung das Wort ab und richtete sich ein wenig in seinem Sessel auf.

»Geht, DeVries«, sagte er schneidend. »Geht und denkt meinetwegen über die Demütigung nach, die Euch widerfahren ist, solange Ihr es noch könnt«, fügte er freundlich hinzu.

* * *

»Du?« flüsterte ich. Meine eigene Stimme klang fremd und furchteinflößend in meinen Ohren. Die Wirklichkeit schien um mich herum zu verblassen. Der Fluß, Shannon, die Bedrohung, die wie ein düsterer Hauch über uns lag – alles wurde unwirklich und unwichtig. Die Welt schien zu einem winzigen kreisförmigen Ausschnitt der Realität zusammenzuschrumpfen, in dessen Zentrum sich die Schattengestalt meines Vaters befand.

Ich hatte die Wahrheit im gleichen Moment begriffen, in dem ich seine Stimme gehört hatte. Aber ich weigerte mich noch immer, sie zu

glauben.

»Du?« flüsterte ich noch einmal. »Du hast… dies… dies alles war dein Werk?«

Er nickte, eine schwebende, irgendwie irreale Bewegung. Sein Schattenkörper schien zu flackern.

Geh, Robert, wisperte seine Stimme in meinen Gedanken. Geh und laß mich tun, was getan werden muß.

»Aber warum?« stöhnte ich. »Warum hast du das getan? Was –«

Er muß sterben, unterbrach mich die Geisterstimme. Ich glaubte einen sanften Hauch von Bedauern, ja, fast Trauer darin zu vernehmen.

Geh, Robert. Ich kann dich nicht schützen, wenn er wieder erwacht. Meine Macht schwindet rasch.

»Schützen?« keuchte ich. »Dieser… dieser Junge hat mir das Leben gerettet. Du kannst ihn nicht töten!«

Ich sprang auf, beugte mich über Shannons Oberkörper und hob seinen Kopf an. Das Wasser hatte sein Gesicht fast erreicht. Noch wenige Augenblicke, und es würde in seinen Mund fließen und ihn ersticken, betäubt und hilflos wie er war.

»Du darfst es nicht tun!« sagte ich noch einmal.

Er ist dein Feind, Robert, erwiderte mein Vater. Er wird dich töten, wenn er erfährt, wer du wirklich bist.

»Töten?« Ich schrie fast. »Er hat mich gerettet, Vater!«

Das war Zufall, antwortete er. Bitte, Robert – sei vernünftig. Ich kann nicht mehr lange bleiben. Meine Kräfte vergehen rasch, wenn ich mich in dieser Welt aufhalte, und was du getan hast, hat mich zusätzlich geschwächt.

Seine Worte lösten ein sonderbares Echo in mir aus. Wie in einer blitzartigen Vision glaubte ich meinen verzweifelten Kampf gegen den Fluß noch einmal zu durchleben, und diesmal wußte ich, daß es seine Kräfte gewesen waren, gegen die ich gekämpft hatte, die entfesselten magischen Gewalten meines eigenen Vaters!

Ich stand auf, trat ihm einen halben Schritt entgegen und hob beide Hände, lautlos die bizarren Worte flüsternd, die er selbst mich gelehrt

hatte.

Seine Gestalt schien für einen Moment zu flackern, als seine übersinnlichen Mächte gestoppt und abgedrängt wurden. Zu meinen Füßen hörte der Fluß auf, an Shannons Beinen zu saugen. Das Wasser begann abzufließen, und ein überraschter ungläubiger Ausdruck huschte über die Züge meines Vaters.

»Nein«, sagte ich ruhig. »Du wirst ihn nicht töten.«

Robert, du –

»Du wirst ihn nicht töten«, wiederholte ich, sehr leise, aber so entschlossen, daß er mitten im Wort verstummte und mich eine endlose Sekunde lang mit einer Mischung aus ungläubigem Staunen und Sorge ansah.

Dann tötet er dich, sagte er schließlich.

»Das werde ich zu verhindern wissen«, sagte ich kalt. »Schließlich habe ich genug von dir gelernt, um mich meiner Haut zu wehren.«

Nicht genug für ihn, Robert! Er ist ein Magier! Ein wahrer Träger der Macht, tausendmal besser ausgebildet als du!

»Vielleicht«, antwortete ich. »Es wird sich zeigen. Aber ich lasse nicht zu, daß du ihn umbringst.«

Ich könnte dich zwingen, Robert!

»Versuch es«, sagte ich zornig. »Aber wenn du ihn umbringen willst, mußt du erst mich töten, Vater.«

Diesmal widersprach er mir nicht mehr, nur der Ausdruck von Trauer in seinen Augen wurde stärker. Schließlich senkte er den Blick, trat einen Schritt zurück und sah schweigend zu, wie ich Shannons reglosen Körper aus dem Fluß zog und ein Stück die Böschung hinauf schleppte, in sicherer Entfernung zum Wasser.

Ich war fest davon überzeugt, wieder allein zu sein, als ich mich aufrichtete, aber die Schattengestalt stand noch da, merklich blasser und kraftloser als zuvor, aber noch immer zu erkennen.

»Was willst du noch?« fragte ich. In meinem Inneren tobte ein Vulkan einander widerstrebender Gefühle. Meine Stimme zitterte.

Andara schüttelte sanft den Kopf, machte eine Bewegung, als wolle er

den Arm heben und mich berühren, tat es aber dann nicht, sondern sah mich nur aus dunklen Augen an.

Du bist sehr stark, Robert, sagte er. Stärker, als ich zu hoffen gewagt habe, nach dieser kurzen Zeit.

»Wundert dich das?« fragte ich böse.

»Ich bin dein Erbe, vergiß das nicht, Vater.« Ich erschrak selbst, als ich spürte, wie ich das letzte Wort betont hatte. Es klang wie eine Beschimpfung; etwas Obszönes.

Warum haßt du mich? fragte er.

»Hassen?« Ich schüttelte den Kopf, viel zu heftig, sah auf den reglosen Jungen zu meinen Füßen hinab und sagte noch einmal: »Hassen? O nein, Vater, ich hasse dich nicht. Ich verabscheue dich nur. Dich und all die, die sich mit Mächten eingelassen haben, die so etwas tun.« Ich deutete mit einer zornigen Kopfbewegung zum Fluß zurück.

Andara lächelte voller Trauer. Ich verstehe dich, Robert, sagte er. Besser, als du glaubst. Als ich so alt war wie du jetzt, da fühlte ich genauso.

»Warum hast du dann nicht danach gehandelt? Warum hast du deine Macht nicht eingesetzt, um das Böse zu bekämpfen?«

Das habe ich, Robert, antwortete er. Ich tat es und ich tue es noch. Aber manchmal muß man Dinge tun, die falsch sind, um das Böse zu besiegen.

»Dinge wie ein Mord an einem Wehrlosen?«

Andara schwieg einen Moment. Dann nickte er. Die Bewegung wirkte resignierend. Vielleicht hast du recht, sagte er. Vielleicht ist es gut, daß du mich daran gehindert hast, ihn zu töten. Ich habe schon zu viel Schuld auf mein Gewissen geladen.

»Worte!« schnappte ich. »Nichts als Worte! Ist das alles, was du mir geben kannst – außer dem Fluch, den ich von dir geerbt habe?«

Manchmal muß man Schuld auf sich laden, um größeres Unheil zu verhindern, sagte er sanft. Aber ich verlange nicht, daß du verstehst, was ich meine. Ich habe nichts von dir zu verlangen, Robert. Vielleicht habe ich schon zu viel von dir verlangt

Ich wollte nicht antworten, aber ich war nicht mehr vollends Herr meines eigenen Willens. Ich hatte zu lange mit meinem Erbe gelebt, hatte die düstere brodelnde Macht, die lauernd wie ein finsterer Höllenhund am Grunde meiner Seele wartete, zu lange gespürt und bekämpft, um zu schweigen. Plötzlich sprudelten die Worte aus mir hervor, ohne daß ich ihren Fluß zu dämmen imstande war. Ich schrie fast.

»Ist das alles?« keuchte ich. »Erwartest du wirklich, daß ich mich damit zufrieden gebe? Du verlangst nicht, daß ich dich verstehe, und das ist alles? So einfach ist es nicht, Vater! Vielleicht verlangst du nichts, aber ich verlange etwas von dir!«

Und was? fragte er leise. Aber der Ausdruck in seinen Augen sagte mir, daß er die Antwort längst wußte.

»Ich will, daß du deinen Fluch von mir nimmst!« schrie ich. »Ich will dieses Erbe nicht! Du hast es mir gegeben, ohne mich zu fragen. Ich will nicht mehr zusehen, wie unschuldige Menschen umgebracht werden, nur weil sie zufällig im falschen Moment am falschen Ort sind, oder weil ihr Tod in irgendwelche Pläne irgendwelcher anonymer Mächte paßt. Du hast mir nicht nur deine magische Macht und deine Zauberkräfte vererbt, sondern auch deinen Fluch. Jeder Mensch, der zu lange mit mir zusammen ist, kommt zu Schaden, jeder, der mir Gutes tut, wird mit dem Tod oder Schlimmerem belohnt! Ich will das nicht mehr! Ich habe nicht die Kraft, ein Leben lang Unglück und Leid zu bringen. Nimm es von mir! Mach mich zu einem ganz normalen Menschen – mehr will ich nicht!«

Ich redete Unsinn, und ich wußte es, aber die Worte hatten sich zu lange in mir aufgestaut, als daß ich sie jetzt noch zurückhalten konnte.

Und auch Andara schwieg und blickte mich eine lange, lange Zeit nur schweigend an. Sein Körper begann zu verblassen, ganz langsam, aber stetig. Aber kurz bevor er vollends verschwand, sagte er noch etwas, das ich erst viel, viel später wirklich begreifen sollte: Es war falsch von mir, dich darum zu bitten, mich nicht zu hassen, Robert, sagte er. Bitte verzeih mir. Hasse mich, wenn du jemanden hassen mußt. Nicht dich. Niemals dich selbst.

Und damit verschwand er. Sein Körper zerstob zu dem, was er wirklich war – einer düsteren, irrealen Vision –, trieb wie ein nebeliger Hauch auseinander und war fort. Nicht einmal seine Fußabdrücke waren im feuchten Sand zurückgeblieben. Wie konnten

sie auch?

Trotzdem war ich nicht mehr allein.

Ich hatte das Geräusch der Kutsche und die Schritte schon lange gehört, aber sie waren nicht wirklich bis an mein Bewußtsein gedrungen, während ich mit dem Geist meines Vaters sprach.

Als ich mich herumdrehte, stand ich Howard gegenüber. Und der Ausdruck in seinen Augen sagte mir, daß er alles gehört hatte. Jedes Wort.

Eine Weile sah er mich schweigend an, dann seufzte er, auf die gleiche, traurige Art wie zuvor Andara, deutete mit einer Kopfbewegung auf den noch immer bewußtlos daliegenden Shannon und wies gleichzeitig mit der Hand zur Kutsche zurück.

»Komm«, sagte er. »Wir haben keine Zeit zu verlieren. Hilf mir, ihn in die Kutsche zu tragen.«

* * *

Der Abend war gekommen, und Dunkelheit hatte sich über das Gelände der Miscatonic-Universität gesenkt. Trotz des mächtigen Feuers, das Howard im Kamin der Bibliothek entzündet hatte, machte sich die Kühle des Abends unangenehm bemerkbar.

Howard hatte Shannon und mich im Gästetrakt der Universität untergebracht. Ihn in einem kleinen, wohl seit Jahren nicht mehr benutztem Zimmer, mich in einem größeren, aus zwei Räumen und einem separaten Bad bestehenden Appartement.

Wir hatten nicht viel geredet; weder während der Kutschfahrt hierher noch später. Howard war unfreiwillig Zeuge meiner bizarren Unterhaltung geworden, und obgleich er kein Wort darüber verloren hatte, spürte ich doch überdeutlich, daß ihm nicht gefiel, was er gehört und gesehen hatte. Ich war froh gewesen, als er mir stumm mein Zimmer gezeigt und mir gesagt hatte, daß er mich bis zum Dinner alleinlassen würde.

Trotz allem, was geschehen war, holte mich meine Müdigkeit wieder ein. Ich fiel in einen unruhigen, von Alpträumen und düsteren Visionen heimgesuchten Schlummer, aus dem mich Howard kurz vor Einbruch der Dämmerung geweckt hatte.

Dann hatte mich Howard in die Bibliothek geführt und mich einem kleinwüchsigen, frühzeitig ergrauten Mann namens Lengley vorgestellt – Professor hier an der Universität für irgend etwas, das ich nicht verstand und das mich nicht interessierte.

Lengley war trotz seines griesgrämigen Äußeren ein netter alter Mann, der meine knapp angebundene Art überging und mich freundlich aufforderte, vor dem Kamin Platz zu nehmen.

Eine Zeitlang betrieben wir Konversation; anders kann man das höfliche Frage-und-Antwort-Spiel, durch das wir uns quälten, wohl kaum bezeichnen.

Schließlich – nach einer Ewigkeit, wie es mir vorkam – räusperte sich Howard übertrieben. Er beugte sich ein wenig in dem wuchtigen Ohrensessel, in dem er Platz genommen hatte, vor, und kam endlich zur Sache.

»Du hast keine Zeit verloren, Robert«, sagte er. »Lengley und ich hatten kaum damit gerechnet, dich vor Ende des Monats hier zu sehen.«

»Ich habe ein schnelles Schiff bekommen«, antwortete ich. »Und ich bin sofort aufgebrochen, als dein Brief kam. Er klang dringend.«

»Das ist es auch«, sagte Howard, und seine Stimme klang deutlich besorgt dabei. »Ich hätte dir die lange Reise nicht zugemutet, wenn es nicht wichtig wäre.«

»Worum geht es?« fragte ich gerade heraus. »Um die GROSSEN ALTEN?«

Lengley schien überrascht, aber nur für einen Moment. »Sie wissen also Bescheid«, sagte er. »Das erleichtert die Sache ein wenig.«

»Ich habe einen kleinen Vorgeschmack bekommen«, antwortete ich sarkastisch. »Heute morgen, in Ihrer gastfreundlichen Stadt, Professor.«

In seinen Augen erschien ein fragender Ausdruck. Offenbar hatte Howard ihm noch nicht erzählt, was mir widerfahren war und so tat ich es.

Lengley hörte stumm und ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen zu, aber der Ausdruck von Sorge auf seinem Gesicht wurde immer stärker.

Als ich zu Ende gekommen war, hockte er verkrampft auf seinem Sessel und war bleich geworden. Auf seiner Stirn glitzerte Schweiß. Seine Hände zitterten.

»So schlimm ist es also schon«, murmelte er.

»So schlimm ist was?« fragte ich betont. »Ich habe das Gefühl, daß Sie mir irgend etwas verheimlichen, Professor.«

Howard sah auf, preßte die Lippen aufeinander und spielte einen Moment nervös an den Manschetten seiner Jacke, ehe er antwortete.

»Du erinnerst dich an den Tag, an dem wir Roderick... das letzte Mal gesehen haben?« fragte er. Ein rasches, warnendes Funkeln glomm in seinem Blick auf. Lengley wußte also auch nichts von meiner unheimlichen Begegnung am Flußufer, und Howard schien wie ich der Meinung zu sein, daß es besser so bleiben sollte.

Ich nickte.

»Du erinnerst dich an die dreizehn GROSSEN ALTEN, die durch den Dimensionstunnel zu uns gelangt sind«, fuhr Howard fort. »Nicht sie selbst, aber ein Teil ihrer selbst, mächtig genug, die Tore der Zeit aufzustoßen und zu alter Macht aufzuerstehen. Wir alle... haben gehofft, daß sie eine lange Zeit brauchen werden, sich in dieser Welt zurechtzufinden, aber ich fürchte, unsere Frist ist kürzer, als ich dachte.«

»Das heute morgen war keiner der GROSSEN ALTEN«, widersprach ich.

»Natürlich nicht«, sagte Lengley. »Wäre es so gewesen, dann wären Sie jetzt tot, mein Junge. Es war irgendeine ihrer Kreaturen. Und nicht die erste, von der wir hören.«

Plötzlich klang seine Stimme erregt. »Der Grund, aus dem Howard Sie hergebeten hat, Robert, ist das Auftauchen dieser Wesen. In den letzten Monaten erreichen uns immer wieder sonderbare Nachrichten, Gerüchte und Geschichten, an die niemand so recht glaubt.«

Er lachte rauh. »Sie täten besser daran, sie zu glauben, Robert. Sie zeigen sich jetzt immer öfter.«

»Sie?«

»Die GROSSEN ALTEN, oder ihre Kreaturen«, sagte Howard

ungeduldig. »Und das Beunruhigende ist, daß sie stets in der Nähe von Arkham auftauchen. Und sie scheinen näherzukommen.«

»Was ist daran beunruhigender, als wenn sie in Hinterindien auftauchen würden?« fragte ich.

»Arkham ist nicht irgendein Ort«, antwortete Howard ernst. »Es gab… ein paar sonderbare Zwischenfälle um einen gewissen Alina Billingston, der vor hundert Jahren in der Nähe Arkhams gelebt hat. Die Sache wurde niemals wirklich geklärt, und so wenig, wie irgendeiner weiß, was damals wirklich geschehen ist, haben diese… Zwischenfälle… je wirklich aufgehört.«

»Was für Zwischenfälle?« fragte ich.

Howard zuckte mit den Achseln. »Menschen verschwinden oder sterben auf rätselhafte Weise. Man hört Geräusche, vor allem nachts und vor allem in den Wäldern, und ein paar Einheimische behaupten, sonderbare Dinge am Himmel gesehen zu haben.

Dazu kommt noch etwas. In dieser Bibliothek« – er machte eine Geste auf die Bücherborde, die uns umgaben – »ist der vielleicht größte Schatz an Wissen und Informationen über die GROSSEN ALTEN und den CTHULHU-Kult gesammelt, den es auf der Welt gibt. Ein großer Teil dieses Wissens, Robert«, fügte er mit veränderter Stimme hinzu, »stammt von deinem Vater. Er war einer der Gründer der Miscatonic-Universität Auch wenn das fast niemand weiß.«

»Seit sechs Monaten, Robert«, fuhr Lengley an Howards Stelle fort, »erreichen uns immer mehr Meldungen von sonderbaren Dingen. Es scheint, daß sie immer aktiver werden, von Tag zu Tag.«

»Und sie kommen näher«, fügte Howard hinzu.

Sein Gesicht verdüsterte sich. »Aber ich habe nicht zu fürchten gewagt, daß sie schon so nahe sind. In Arkham. Nur ein paar Meilen von hier!«

Er schüttelte den Kopf, seufzte tief und sah mich an. »Professor Lengley, ein paar seiner Kollegen und ich haben beschlossen, etwas gegen sie zu unternehmen. Wir müssen ergründen, wer diese Wesen sind, woher sie kommen, welche Ziele sie verfolgen und wo sie sich verbergen.«

»Und welche Rolle«, fragte ich, »hast du mir dabei zugedacht? Die des Lockvogels?«

Howard starrte mich an, suchte einen Moment krampfhaft nach Worten und versuchte die Situation dann mit einem Lächeln zu entspannen. Ganz gelang es ihm nicht.

»Du mußt lernen«, sagte er. »Du weißt manches über die GROSSEN ALTEN, aber es gibt noch so viel, das du nicht weißt. Ich... hatte gehofft, dir mehr Zeit geben zu können. Jahre, vielleicht Jahrzehnte, um die Kräfte in dir in Ruhe reifen zu lassen. Aber diese Zeit werden uns unsere Feinde nicht lassen. Ich möchte, daß du hierbleibst und alles lernst, was es über die GROSSEN ALTEN zu lernen gibt. Lengley und ich werden dir dabei helfen.«

»Das ist es also«, sagte ich leise. Meine Stimme zitterte. »Ihr... ihr wollt gar nicht mich. Ich wollt mein magisches Erbe. Die Kräfte, die mir mein Vater hinterlassen hat. Ihr wollt –«

Howard wollte etwas sagen, aber diesmal war Lengley schneller. Er sah mich mit sonderbarem Ausdruck an.

»Ihre Gefühle ehren Sie, Robert«, sagte er. »Ich wäre enttäuscht gewesen, wenn Sie nicht so reagiert hätten. Es ist Jahrzehnte her, aber ich erinnere mich an den Tag, als wäre es erst gestern gewesen, da saß ihr Vater auf diesem Stuhl und schrie mich so an, wie Sie es jetzt am liebsten mit Howard getan hätten, wären Sie mit ihm allein gewesen.«

Ich blickte verstört zwischen ihm und Howard hin und her, und Lengley fuhr mit einem flüchtigen Lächeln fort: »Glauben Sie, Sie wären der erste, der so etwas durchmacht, mein Junge? Ihr Vater hat ganz genauso reagiert, als Howard und ich ihm die Wahrheit erklärten. Oh, er war älter als Sie jetzt und viel stärker, aber sein Zorn war so heiß wie der Ihre.«

»Wenn Sie glauben, ich würde so werden wir er«, unterbrach ich ihn wütend, »dann täuschen Sie sich, Professor. Nicht in tausend Jahren!«

»Das sollst du auch nicht, Junge«, sagte Lengley sanft, beinahe ein wenig traurig. »Du bist hier, damit es nicht nötig ist, daß ein zweiter Roderick Andara aus dir wird. Dein Vater hatte keine Wahl, als so zu werden, wie er war. Er wurde gezwungen, von einem Schicksal, das das Wort Gnade nicht kennt, und er zahlte einen fürchterlichen Preis. Howard und ich wollen verhindern, daß es dir irgendwann ebenso ergeht, Robert. Wir sind deine Freunde, glaube mir.«

Seine Worte lösten ein sonderbares Echo in meinem Inneren aus. Ich war zornig, gleichzeitig aber fühlte ich mich so hilflos und verwirrt wie niemals zuvor in meinem Leben. Ich wußte einfach nicht mehr,

was ich denken sollte.

»Vielleicht ist es besser, wenn wir dich jetzt für eine Weile allein lassen«, sagte Lengley, während er bereits aufstand. »Ich glaube, du hast über eine Menge nachzudenken.«

Ich merkte kaum, wie Howard und er den Raum verließen.

* * *

Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war. Er wußte auch nicht, wie er hierhergekommen war und wo und was dieses hier überhaupt war. Als er die Augen aufschlug, lag er auf einem frisch bezogenen Bett in einem kleinen, staubigen Zimmer, das nur durch schmale Streifen flirrenden Mondlichtes erhellt wurde, die sich durch die Fensterläden mogelten.

Shannon blinzelte, richtete sich vorsichtig auf die Ellbogen auf und sah sich aufmerksam um.

In seinem Kopf purzelten die Erinnerungen wirr durcheinander, und er vermochte nicht zu sagen, was davon Wahrheit war und was Bilder aus den Alpträumen, die sein Erwachen zur Qual gemacht hatten.

Er war zusammen mit Jeff in das Boot gestiegen und losgerudert, und dann...

Der Fluß war außer Rand und Band geraten und hatte versucht, ihn zu verschlingen. Shannon glaubte sich schwach an eine Gestalt zu erinnern, die am jenseitigen Ufer erschienen war, an das Zuschlagen ungeheurer magischer Mächte.

Er glaubte sich an kochendes Wasser zu erinnern und saugende Strudel, die ihn in die Tiefe zerren und ertränken wollten, dann an Jeff, der im letzten Moment aufgetaucht war und ihn gerettet hatte.

Er war halbwegs ohne Bewußtsein gewesen, als sie das Ufer erreichten. Dann war dieser Fremde wieder aufgetaucht, und Jeff hatte irgend etwas getan, mit ihm geredet oder gekämpft, das vermochte er nicht mehr zu sagen...

Der junge Magier stöhnte wie unter einem Fausthieb, als die Schleier vor seinem Gedächtnis endgültig zerrissen und er begriff, was geschehen war.

Er hatte den Mann gefunden, den zu suchen er hier war, Robert Craven, den Mann mit der weißen Strähne im Haar, den Erben der Macht, wie der Meister ihn bezeichnet hatte.

Und er hatte diese Macht zu spüren bekommen!

Shannon begriff, daß sie alle den Sohn des Magiers unterschätzt hatten. Er war nicht der unwissende Narr, der seine Kräfte erst zu entdecken begann, sondern ein mächtiger, voll ausgebildeter Magier, dessen Mächte den seinen grenzenlos überlegen waren.

Wäre Jeff nicht dabei gewesen, dann wäre er jetzt tot.

Shannon verscheuchte den Gedanken, richtete sich vollends auf und schlug die Decke beiseite. Er war nackt, aber seine Kleider lagen ordentlich zusammengefaltet neben seinem Bett auf dem Boden. Als er sich danach bückte, stellte er fest, daß sie bereits wieder getrocknet waren. Er mußte sehr lange bewußtlos gewesen sein.

Rasch zog er sich an. Die Tür war verschlossen, aber es kostete Shannon weniger als eine halbe Minute, das Schloß zu öffnen und auf den Gang hinauszutreten.

Es war eine seltsame Umgebung. Sein Zimmer hatte wie ein besserer Verschlag gewirkt, voller Staub und Spinnweben, aber der Gang, auf den er trat, konnte eher zu einem Schloß gehören. Die Decke war hoch und gewölbt, überall hingen Bilder und Wappen, und auf dem Boden lagen kostbare Teppiche.

Irgendwo tief im Inneren des Gebäudes schlug eine Uhr; ein mächtiger, tiefer Gong, der zehn-, elf-, schließlich zwölfmal ertönte und mit einem vibrierendem Nachhall verstummte.

Im gleichen Moment spürte Shannon das Fremde.

Es war so wie am Morgen, nur stärker, unendlich stärker. Die Luft schien plötzlich von einem üblen Geruch durchdrungen, und irgend etwas geschah mit dem Licht.

Shannon erstarrte, hob die Hand und schloß für einen Sekundenbruchteil die Augen.

Als er sie wieder öffnete, sah er die Linien. Pulsierende Linien, die sich wie Stricke eines überdimensionalen Spinnennetzes durch den Korridor spannten.

An ihrem Ende bewegte sich etwas. Eine Gestalt. Schmal, hell und flackernd wie ein Trugbild.

Und dann hörte er den Schrei. Einen gellenden, unglaublich entsetzten Schrei, der die Stille des Hauses auf fürchterliche Weise durchbrach.

Zum zweiten Mal an diesem Tage rannte Shannon los, so schnell er nur konnte.

* * *

Ich mußte stundenlang vor dem Kamin gehockt und vor mich hingestarrt haben, denn als ich endlich aus meinem fast tranceähnlichen Zustand erwachte, schmerzten meine Muskeln vor Verspannung, und meine Augen brannten.

Ich war nicht mehr allein.

Howard hatte die Bibliothek wieder betreten, hatte aber die Tür lautlos ins Schloß gezogen und war davor stehengeblieben. Ich fragte mich, wie lange er schon dastand und mich beobachtete.

»Bist du in Ordnung?« fragte er, als er meinen Blick spürte.

Ich nickte, stand auf und machte einen Schritt in seine Richtung, ging dann aber nicht weiter. »Es... geht schon wieder«, sagte ich. »Ich fürchte, ich habe ziemlich viel Unsinn geredet, vorhin. Es tut mir leid.«

»Das braucht es nicht«, sagte Howard, und es klang ehrlich. »Es ist wohl auch meine Schuld. Ich hätte dich warnen müssen, in meinem Brief. Als ich ihn abgeschickt habe, war alles noch nicht halb so schlimm wie jetzt.«

»Du glaubst, daß sie uns angreifen werden?« fragte ich leise. »Hier?«

Howard zuckte mit den Schultern, löste sich von seinem Platz vor der Tür und kam näher. Ich sah, daß er einen Spazierstock in der Hand hielt, als wolle er ausgehen.

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll«, gestand er. »Unsere Gegner denken und planen nicht wie Menschen. Aber irgend etwas wird geschehen, das spüre ich. Und es wird nichts Gutes sein.« Er seufzte und hielt mir den Spazierstock entgegen.

»Eigentlich bin ich nur gekommen, um dir dies zu geben«, sagte er. »Ich wollte es dir schon zur Begrüßung überreichen, aber...« Er sprach nicht weiter, sondern rettete sich in ein verlegenes Lächeln, während ich ihm den Stock aus der Hand nahm und ihn neugierig betrachtete.

Es war ein prachtvolles Stück. Der Schaft war ungewöhnlich lang und aus einem mir unbekannten, tiefschwarzen Holz gefertigt, und auch sein Knauf schien eine Spur zu groß geraten und blinkte wie ein geheimnisvolles Kristall, als ich ihn gegen das Feuer hielt. In seinem Inneren war ein dunkler, nicht genau erkennbarer Gegenstand eingeschlossen. Vielleicht auch nur ein Schatten.

»Dreh ihn nach links«, sagte Howard.

Ich gehorchte. Der funkelnde Kristallknauf drehte sich mit sanftem Widerstand, dann klickte etwas, und die Klinge eines rasiermesserscharfen, beidseitig geschliffenen Stockdegens glitt aus dem schwarzen Holz. Bewundernd zog ich ihn vollends heraus und drehte ihn in den Händen. Die Waffe war sehr leicht, aber ich spürte einfach, wie kräftig der zerbrechlich aussehende Stahl war. Die Klinge schien scharf genug, ein Haar zu spalten.

»Er hat deinem Vater gehört«, sagte Howard. »Ich habe ihn damals in Verwahrung genommen, als er nach New York ging, um dich zu suchen. Ich... mußte ihm versprechen, gut auf ihn achtzugeben, bis er zurück ist. Aber ich glaube, es ist in seinem Sinne, wenn du ihn bekommst.«

In seiner Stimme war ein sonderbarer Klang, als er die letzten Worte sprach. Ich schob die Klinge in ihren hölzernen Schaft zurück, legte den Degen auf den Tisch und sah auf.

»Es tut mir leid, was ich vorhin gesagt habe, Howard«, sagte ich noch einmal. »Ich wollte, ich könnte ihn um Verzeihung bitten.«

Howard lächelte. »Er weiß es, Robert«, sagte er. »Er wußte es schon, bevor du gekommen bist. Versuche uns bei unserem Kampf zu helfen, wenn du in seinem Sinne handeln willst.«

»Aber das kann ich nicht, Howard«, sagte ich gequält. Warum verstand er mich nur nicht?

»Begreif doch!« fuhr ich, beinahe flehend, fort. »Ich habe es versucht, Howard. Ich habe während des letzten Jahres mehr über Magie und Okkultismus gelernt als andere in ihrem ganzen Leben. Ich habe versucht, mich an diese Macht zu gewöhnen, die mein Erbe ist, aber

ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will nicht mein Leben lang in dem Bewußtsein existieren müssen, daß ich den Menschen, denen ich begegne, nur Unheil und Tod bringe!«

Irgendwo im Haus schlug eine Uhr, langsam und monoton, und ihr dumpfer hallender Klang schien meine Worte auf schauerliche Weise zu untermalen.

»Aber das stimmt doch nicht«, widersprach Howard sanft. »Es liegt in deiner Macht, was du aus deinem Erbe machst.«

Das Schlagen der Uhr hielt an, als wolle es seine Worte bestätigen.

»Und wenn ich nicht stark genug bin?« fragte ich. »Wenn ich versage und der Verlockung der Macht erliege, wie die anderen, die meinen Vater getötet haben?« Howard wollte antworten, aber er kam nicht dazu. Irgendwo unter uns im Haus schlug die Uhr ein letztes, zwölftes Mal. Etwas Unheimliches geschah. Das Licht flackerte. Ein eisiger, unheimlicher Wind strich durch den Raum, ließ Funken aus dem Kamin stieben und löschte eine der drei Gaslampen, die die Bibliothek erhellten. Und gleichzeitig färbte sich der Schein der beiden anderen grün.

»Gott!« keuchte Howard. »Was ist das?« Ein grauenhafter Gestank erfüllte mit einem Male das Zimmer. Etwas Dunkles, körperlos Wirbelndes schien aus dem Nichts über dem Tisch zu erscheinen, und ein gräßlicher Zischlaut verschluckte Howards Stimme.

Die fürchterliche Grünfärbung des Lichtes vertiefte sich, und plötzlich tanzte etwas Bleiches, formloses Weißes wie transparenter Nebel in der Mitte der Tischplatte. Howard schrie, prallte zurück. Seine Hand griff nach dem Stockdegen, verfehlte ihn und fegte ihn vom Tisch. Verzweifelt bückte er sich danach und versuchte ihn zu ergreifen.

Ich nahm von all dem kaum etwas wahr, sondern starrte weiter auf das tanzende Etwas, das wie Nebel über dem Tisch wallte und wogte. Plötzlich wurde es kalt, schneidend kalt, und mit einem Male streifte mich ein moderiger Luftzug, wie der Hauch aus einem Grab.

Dann ballte sich der Nebel zusammen, wuchs in Augenblicken zu einer zwei Meter hohen, flackernden Säule aus wirbelndem Weiß und reiner Bewegung –

und formte sich zu einer menschlichen Gestalt!

Eine eisige Hand schien meinen Rücken herab zu fahren, als ich das

Gesicht der Nebelgestalt erkannte.

»Priscylla!« keuchte ich. Zitternd stand ich da, schrie wie von Sinnen und versuchte mit aller Kraft, nicht wahnsinnig zu werden, während ich auf die flackernde, halbdurchsichtige Mädchengestalt starrte.

Priscylla – meine Priscylla. Das Mädchen, das ich liebte, und das ein unbarmherziges Schicksal von meiner Seite gerissen hatte. Priscylla war verrückt geworden – jedenfalls nach Meinung der Ärzte – und sie befand sich weit, weit entfernt, in einem Sanatorium in England. Und jetzt... war sie hier!

Die Gestalt hob in einer sonderbar schwerelos wirkenden Bewegung die Arme. Ihr schwarzes, schulterlanges Haar wehte wie im Wind, und dann kam ein Ton tiefen, unendlich tiefen Leidens über ihre Lippen.

»Robert!« stöhnte sie. »Hilf... mir... hilf mir doch... Sie... kommen. Sie wollen meine... Seele. Bitte helft! Helft mir.« Dann geschah etwas Furchtbares.

Unter der Gestalt, irgendwie im Inneren der massiven Tischplatte, erschien ein Klumpen formlos glitzernder... Dinge, die sich wanden und zuckten und bebten. Ein peitschender, schleimig-schwarzer Arm zuckte wie eine glitzernde Schlange empor, drang durch den Nebelkörper des Mädchens und riß ihn auseinander, so rasch und plötzlich, wie eine Sturmböe den Morgennebel zerreißt.

Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich einen Schrei zu hören, einen Schrei so voller Entsetzen und Furcht, wie ich ihn noch nie zuvor in meinem Leben vernommen hatte. Dann verstummte er. Der Nebelkörper und das schwarze Ding in der Tischplatte war verschwunden, und plötzlich war das Licht wieder normal.

Aber nur für einen Moment.

Dann kehrte der grüne Schein zurück, und ein geradezu bestialischer Gestank raubte mir den Atem.

Und über der Tischplatte erschien zum zweiten Mal die flackernde Nebelgestalt.

Aber sie hatte sich verändert!

Ihr Körper schien auf bizarre Weise verkrüppelt, verzerrt und irgendwie in sich gestaucht und verdreht, so daß er mehr der Karikatur eines menschlichen Wesens glich. Das gerade noch

blütenweiße, seidene Nachtgewand war mit schwarzen Flecken übersät, und in ihrem Haar klebten Blut und Schleim.

Mit einem Schrei prallte ich zurück, verlor das Gleichgewicht und stolperte über einen Stuhl.

Aber ich spürte den Schmerz kaum. Mein Blick hing wie gebannt an der grauenhaften Karikatur meiner Verlobten, an diesem fürchterlichen, gräßlichen Etwas, in das sich ihr Bildnis verwandelt hatte.

Und es verwandelte sich weiter…

Ihr Gesicht veränderte sich.

Eine unsichtbare Hand schien nach ihrem Antlitz zu greifen und ihre Züge zu kneten, auf grausige Weise zu verschieben und neu zu formen, als bestünden sie nur aus weichem Wachs. Aus dem zarten, knabenhaften Antlitz Priscyllas wurde eine gräßliche Grimasse. Plötzlich war ihre Haut teigig und weiß, die Augen dunkle, tief in die Höhlen zurückgesunkene Pfuhle, aus denen mich der Wahnsinn angrinste. Hinter den zurückgezogenen, gerissenen Lippen höhnte ein fürchterliches Raubtiergebiß.

Langsam drehte sich die Nebelgestalt um, löste sich aus dem flackernden Lichtkranz, der sie umgab, und gewann weiter an Substanz. Ihre Hände hoben sich, und ich sah, daß sie sich zu Raubtierklauen verwandelt hatten.

Mit langsamen, sonderbar schwerelos wirkenden Bewegungen löste sich die Gestalt vom Tisch, blieb einen Moment reglos stehen und ging dann auf mich zu.

»Rette mich, Robert«, kicherte sie. »So rette mich doch. Du mußt mir helfen!«

Irgend etwas in mir zerbrach. Ich wußte, daß das Ding vor mir nicht wirklich Priscylla war, sondern nur ein Trugbild, eigens zu dem Zweck geschaffen, mich zu quälen und mit der Karikatur des einzigen Menschen, den ich jemals geliebt hatte, zu verspotten. Aber der Anblick lähmte mich.

Ich begann rücklings vor dem näherkommenden Schauspiel zurückzukriechen. Die Bestie kicherte, verzog das Gesicht zu einem höhnischen Grinsen und schlug spielerisch mit den Krallen nach mir.

»Robert!« brüllte Howard. »Das ist nicht Priscylla! Das ist ein Shoggote! Wehr dich!«

Gleichzeitig sprang er auf, riß den Stockdegen aus seiner Umhüllung und holte zu einem Hieb aus.

Das Monster war schneller. Blitzartig wirbelte es herum und schlug mit seinen fürchterlichen Krallen nach dem Angreifer. Howard versuchte dem Hieb auszuweichen, schaffte es aber nicht ganz. Die Tigerpranke des Ungeheuers berührte ihn fast sanft an der Brust.

Howard schrie auf, als wäre er von einem Blitz getroffen worden. Er taumelte zurück, prallte gegen ein Regal und riß es im Zusammenbrechen mit sich. Sekundenbruchteile später, ehe er unter einer Flut von zerberstenden Brettern und Büchern verschwand, sah ich, daß sich sein weißes Hemd über der Brust rot färbte.

Langsam wandte sich das Monster um.

»Du bist tot, Robert Craven!« höhnte es, während es näherkam. »Du wirst sterben. So wie alle anderen. Wir kriegen dich!«

Seine Pranke zuckte vor, riß meinen Rock auf und hinterließ einen blutigen Schnitt in meiner Schulter. Der Schmerz riß mich in die Wirklichkeit zurück.

Plötzlich begriff ich mit schmerzhafter Klarheit, daß ich sterben würde. Das Ding, dem ich gegenüberstand, war keine Vision, kein Schattenbild, sondern ein Shoggote, eine Kreatur, die zu dem einzigen Zweck erschaffen worden war, zu töten.

Mich zu töten.

Der Unhold kicherte böse, als hätte er meine Gedanken gelesen. Vielleicht hatte er es. »Du wirst sterben, Robert!« zischte die Spottgeburt. »Du bist schon tot. Du hast es nur noch nicht gemerkt!«

Im gleichen Moment erscholl draußen auf dem Korridor ein Schrei. Die Tür wurde mit einem Schlag aufgesprengt, und unter der Öffnung erschien eine geduckte, schlanke Gestalt.

Shannon!

Der Shoggote reagierte mit übernatürlicher Schnelligkeit. Mit einem wütenden Zischen wirbelte er herum, riß die Hände in die Höhe – und schleuderte einen knisternden Blitz auf den jungen Magier.

Geblendet schloß ich die Augen, aber der gleißende Schein drang durch meine Lider und ließ mich wie in einem bizarren, lebenden schwarz-weiß-Bild erkennen, was weiter geschah.

Der Blitz raste auf Shannon zu – aber er erreichte ihn nicht. Die Gestalt des jungen Magiers schien plötzlich in einen Mantel aus knisternden Funken gehüllt zu sein. Sein Haar leuchtete auf, und vor seinen Füßen begann der Boden zu schwelen.

Dann schlug er zurück.

Ich konnte nicht erkennen, was er tat. Es war kein Blitz wie der des Shoggoten, kein plötzliches Aufflammen magischer Energien, sondern etwas Unsichtbares, das wie ein körperloser Schatten durch den Raum zuckte, den Leib des Shoggoten einhüllte und ihn zurücktaumeln ließ.

Die Schreie des Wesens klangen plötzlich gequält. Es taumelte, fiel auf die Knie und versuchte sich wieder aufzurichten.

»Jeff!« brüllte Shannon. »Der Stein! Dein Shoggotenstern! Schnell!«

Endlich begriff ich, was Shannon meinte. Meine Hand zuckte zur Rocktasche, fuhr hinein – und griff ins Leere.

Ein eisiger Schrecken durchzuckte mich. Der Stein war verschwunden. Ich hatte mich umgezogen, nachdem wir die Universität erreicht hatten – und der Shoggotenstern befand sich noch in der Tasche meines anderen Rockes, zwei Zimmer entfernt und unerreichbar!

Das Priscylla-Ding richtete sich mit einem boshaften Zischen auf. Sein Blick irrte zwischen mir und Shannon hin und her, aber es schien in dem jungen Magier instinktiv den gefährlicheren Gegner zu erkennen.

Wieder zuckte seine Hand in die Höhe, und wieder brach ein knisternder Blitz blauweißer Helligkeit aus seinen Krallen.

Diesmal taumelte Shannon unter dem Anprall magischer Energien. Blaue, haardünne Lichtblitze zuckten aus dem unsichtbaren Mantel, der seinen Körper schützte.

Shannon wich Schritt für Schritt zurück. Auf seinem Gesicht lag ein angespannter, konzentrierter Ausdruck, und ich sah, wie seine Lippen lautlose Worte formten, als er sich auf den nächsten magischen Hieb der Bestie vorbereitete.

Um ein Haar hätte ihn dieser Irrtum das Leben gekostet.

Der Shoggote hatte endlich erkannt, daß er hier einem Gegner gegenüberstand, dessen magische Fähigkeiten den seinen ebenbürtig, wenn nicht überlegen waren.

Aber er war noch immer eine Bestie, deren schiere Körperkräfte den eines Bären gleichkommen mußten!

Mit einem Schrei warf er sich vor, sprang auf Shannon zu und schloß die Krallen wie in einer Umarmung um seinen Oberkörper. Shannons Schrei wurde zu einem Stöhnen, als die Umarmung die Luft aus seinen Lungen preßte.

Ohne auch nur einen Gedanken an die Gefahr zu verschwenden, in der ich schwebte, sprang ich vor und versuchte, den Kopf des Monstrums zurückzureißen.

Der Shoggote knurrte wie ein gereizter Löwe, krümmte den Rücken und schüttelte mich ab wie ein lästiges Insekt.

Der Ruck ließ mich quer durch den Raum und gegen den Tisch prallen.

Ich fiel auf die Knie und fühlte etwas Hartes unter mir, griff zu und erkannte den Degen.

Der Zweikampf war fast zu Ende, als ich mich auf die Füße erhoben hatte und zu Shannon und dem Shoggoten hinübergetaumelt war. Der junge Magier wehrte sich kaum noch. Seine Augen waren trüb geworden, und da, wo ihn die Arme des Ungeheuers berührten, schien seine Haut verbrannt oder wie von Säure verätzt. Das weit aufgerissene Maul des Ungeheuers näherte sich seiner Kehle.

Ich hob den Degen, zwang meine gelähmten Muskeln, sich noch einmal mit aller Kraft zu bewegen – und schleuderte ihn wie einen Speer auf den Shoggoten!

Die schlanke Klinge schien sich in einen silbernen Blitz zu verwandeln. Die Waffe raste, als wäre sie plötzlich von eigenem Leben und Willen beseelt, mit zehnmal größerer Wucht als der meines Wurfes auf das Wesen zu, bohrte sich in seine Brust und schleuderte es zurück. Der Shoggote schrie.

Seine Krallen griffen mit unsicheren, fahrigen Bewegungen nach dem kristallenen Knauf des Degens, zuckten zurück, als hätten sie glühendes Eisen berührt – und begannen sich aufzulösen.

Es war nicht das erste Mal, daß ich den Tod eines Shoggoten sah, aber der Anblick hatte nichts von seinem Schrecken verloren. Die unheiligen Kräfte, die den Protoplasmakörper in seiner Form hielten, schienen plötzlich zu erlöschen. Sein Leib zerfloß, verwandelte sich in grauen brodelnden Schleim und schrumpfte blitzartig zusammen.

Der ganze Vorgang dauerte weniger als eine halbe Minute. Der Stockdegen schien plötzlich seinen Halt zu verlieren und fiel klappernd in eine Pfütze graugrüner, brodelnder Säure, die sich zischend in den Boden fraß und dabei mehr und mehr an Substanz verlor.

Schweratmend wandte ich mich um, überzeugte mich hastig davon, daß Shannon noch am Leben war, und hetzte dann zu Howard hinüber.

Er begann sich zu regen, als ich ihn unter dem Berg von Papier und zerborstenem Holz hervorzog. Behutsam richtete ich ihn auf, stützte seinen Oberkörper gegen die Wand und tastete nach der Wunde auf seiner Brust.

Sie war weniger gefährlich, als es im ersten Moment den Anschein gehabt hatte. Sehr tief und sicher sehr schmerzhaft, aber nicht lebensbedrohend.

»Ist alles in Ordnung?« fragte ich leise.

Howard stöhnte, hob die Hand an den die Stirn und begann leise zu lachen.

»Natürlich«, murmelte er. »Natürlich ist alles in Ordnung, du Witzbold.« Er schob meine Hand beiseite, richtete sich auf und blieb einen Moment stehen, als wäre er nicht sicher, sich aus eigener Kraft auf den Füßen halten zu können.

Dann ging er mit hängenden Schultern zu Shannon hinüber und kniete neben ihm nieder.

Seine Finger zitterten, als er Shannons reglosen Körper herumdrehte und sein Hemd öffnete.

»Was tust du?« fragte ich verwirrt.

Howard antwortete nicht, sondern begann Shannons nackten Oberkörper Zentimeter für Zentimeter abzutasten. Im ersten Moment glaubte ich, er sehe nach seinen Verletzungen, aber ich erkannte

schnell, daß das nicht stimmte. Howard suchte nach etwas. Nach etwas ganz Bestimmtem.

»Verdammt, was tust du da?« fragte ich.

Howard sah auf, runzelte unwillig die Stirn und machte eine abwehrende Bewegung. Nacheinander untersuchte er Shannons Oberkörper, seine Arme, den Hals, und zog zum Schluß sogar seine Hosen herunter, um seine Oberschenkel betrachten zu können.

Schließlich ließ er Shannon wieder zurücksinken und stand auf. Dann begann er, die kleinen Brände auszutreten, die überall im Zimmer aufgeflammt waren.

* * *

Shannon erwachte, als wir ihn zurück in seine Kammer gebracht und seine Wunde notdürftig versorgt hatten. Wie bei Howard waren seine Verletzungen nicht lebensbedrohend, aber sehr tief, und seine Stirn glühte vor Fieber.

Aber sein Blick war klar, als er die Augen aufschlug und mich ansah.

»Jetzt… hast du mir zum zweiten Mal das Leben gerettet, Jeff«, murmelte er. »Ich glaube, ich… stehe in deiner Schuld.«

»Unsinn«, widersprach ich. »Wenn überhaupt, dann sind wir quitt. Heute morgen warst du es, der mich gerettet hat.«

Shannon schüttelte den Kopf. Die Bewegung wirkte schwach, aber trotzdem sehr nachdrücklich.

»Ich weiß… weiß, was geschehen ist«, sagte er leise. »Im… Fluß. Du hast… den Magier geschlagen. Er… er war hinter mir her, Jeff. Er wollte mich… töten.«

»Er?« mischte sich Howard ein, ehe ich Gelegenheit fand, zu antworten. »Wer war er, Shannon?«

Shannon schwieg. Bisher schien er Howards Anwesenheit überhaupt nicht bemerkt zu haben.

»Du kannst ihm vertrauen«, sagte ich rasch. »Er ist ein guter Freund von mir.«

Shannon überlegte einen Moment. Dann nickte er. »Ich glaube, ich... bin es dir schuldig, dir die Wahrheit zu sagen«, murmelte er. »Dieser Mann am Fluß... du erinnerst dich an den Namen, den ich dir genannt habe?«

»Ihr Freund?« fragte Howard hastig. »Dieser Raven?«

»Craven«, verbesserte ihn Shannon leise. »Robert Craven. Ich... habe dich belogen, Jeff. Craven ist nicht mein Freund. Ich... bin hier, um ihn zu vernichten.«

Seine Worte überraschten mich nicht.

Nicht wirklich. Ich hatte es geahnt, die ganze Zeit über.

»Zu vernichten?« vergewisserte sich Howard. Seine Stimme klang gepreßt, und in seinen Augen stand ein warnendes Flackern, als er mich ansah.

»Er ist... ein Magier«, murmelte Shannon. Er begann zu zittern. Ich spürte, daß er das Bewußtsein wieder zu verlieren begann.

»Nehmt euch... vor ihm in acht«, flüsterte er mit schwächer werdender Stimme. »Der Mann am Fluß heute, Jeff, das... das war Craven. Der Mann mit der weißen Haarsträhne. Er... weiß, daß ich hier bin. Er wird versuchen, mich zu... töten. Nehmt euch in acht vor... Robert Craven!«

Seine Stimme versagte. Er fiel zurück, schloß die Augen und schlief auf der Stelle ein.

Es dauerte lange, bis Howard das bedrückende Schweigen brach, das sich in dem kleinen Zimmer ausgebreitet hatte.

Er seufzte, richtete sich mit einer erschöpft wirkenden Bewegung auf und sah mich auf sonderbare Weise an. »Er hält deinen Vater für dich... und dich für seinen Freund«, sagte er leise und in einem Ton, der mich frösteln ließ. »Ich glaube du hast ein Problem, Robert.«

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

DER SEELENFRESSER

Ein schrecklicher Fluch lag über dem kleinen Dorf. Man konnte ihn *spüren,* wenn man die ausgestorbene Hauptstraße entlangging, wenn man die finsteren, unheimlichen Häuser betrachtete, die sich am Straßenrand duckten.

Und wer die Bewohner von Innsmouth zu Gesicht bekam, wandte sich mit Ekel und Entsetzen ab.

Der Fluch war unmenschlich. Nur *ein* Mann konnte ihn brechen.

Der HEXER…